



Gerechtigkeit für
Whistleblower: Snowdens
Anwalt im Interview
Ben Wizner Seiten 4 und 5



Lauschiger Wienerwald:
Zu Besuch bei der
Abhörstation des Heeres
Reportage Seiten 30 und 31

Schöne neue Digitalwelt:
Wo Google und Co die alte
Ordnung zerstören
Silicon-Valley-Reportage im ALBUM



SA./SO., 27./28. JUNI 2015 | ÖSTERREICHISCHES UNABHÄNGIGES TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRUNNER | € 2,50

Die unsichtbaren Beobachter sichtbar machen



Foto: James Bridle

„Drone Shadow 007“ in London. Sie sehen alles, sind unsichtbar und tödlich: Drohnen. Der Künstler James Bridle holt sie realitätsgetreu ins „real life“ – hier der Umriss der Aufklärungsdrohne Watchkeeper WK450.

Seit Edward Snowdens Enthüllungen wissen wir, dass massenhafte Überwachung alltäglich ist. Wer hört mit, wer verfolgt E-Mails, wer ortet wen? Wer sind die Überwacher, wer die Überwachten? Was geschieht mit Informationen? Der NSA-Skandal hat weltweite Spionagetätigkeiten aufgezeigt. Österreich ist ein Ziel, nicht zu-

letzt wegen der an diesem Wochenende in Wien stattfindenden Iran-Verhandlungen. Mit dieser von Lisa Nimmervoll koordinierten und von Simon Klausner gestalteten Schwerpunktausgabe wollen wir Überwachung sichtbar machen – auch durch Arbeiten des britischen Künstlers James Bridle.

Alexandra Förderl-Schmid, Chefredakteurin

Jeder Vierte will mehr Überwachung, jeder Zehnte weniger

Umfrage: 31 Prozent haben kein Problem mit überwachten Telefonaten und Briefen

Wien – Die meisten Österreicherinnen und Österreicher haben kein Problem mit dem Überwachungsstaat. Laut einer Umfrage des Linzer Market-Instituts im Auftrag des STANDARD findet mehr als ein Viertel (26 Prozent) sogar, dass in Österreich zu wenig überwacht wird. Deziert weniger Überwachung will nur etwa ein Zehntel der Bevölkerung. Diese Gruppe hat „den Eindruck, dass in Österreich zu viel überwacht wird“.

Mehr Überwachung wünschen sich vor allem Freiheitliche und ÖVP-Wähler – weniger Überwachung ist ein Anliegen der erklärten Anhänger der Grünen und Neos. Eine Mehrheit der Befragten

(59 Prozent) meint, dass hierzulande gerade ausreichend überwacht werde.

Gefragt, welche Maßnahmen sie für zweckmäßig halten, um Österreich vor Anschlägen und internationalem Terror zu schützen, setzen vier von fünf Befragten auf engere Zusammenarbeit mit ausländischen Geheimdiensten sowie auf Grenzüberwachung und Einreisekontrollen. Zwei Drittel halten Kameras im öffentlichen Raum für hilfreiche Antiterrormaßnahmen. Für knapp ein Drittel (31 Prozent) ist die Überwachung von Telefongesprächen, Briefen und Paketen „grundsätzlich okay“. (red)

Seite 16

HEUTE

Kopf des Tages

Mit dem 35-jährigen Psychologiestudenten Philip Flacke wurde erstmals ein Deutscher zum ÖH-Vorsitzenden gewählt. **Seiten 13 und 48**

Streit um Hypo-Aufklärer

Die Vergangenheitsbewältigung der Hypo führt zum Streit: Eine Sicherheitsfirma klagt rund 160.000 Euro an Honoraren ein. **Seite 27**

Lernen mit Alltagsverstand

Soziologin Frigga Haug sieht im Verlernen von Eingebübtem eine Grundvoraussetzung für erfolgreiches Lernen. **14 Seiten Karrieren**

Terroranschläge erschüttern Frankreich und die arabische Welt

Sousse/Paris – Terror auf drei Kontinenten: Am Freitag wurde in der Nähe der tunesischen Stadt Sousse ein Anschlag auf Badegäste an einem Strand vor zwei Hotelanlagen verübt. Mindestens 37 Menschen starben, darunter zahlreiche Touristen. Rund ein halbes Jahr nach dem Anschlag auf Charlie Hebdo erlebte Frankreich erneut ein Attentat: In der Nähe von Lyon gab es einen Angriff auf eine Fabrik mit einem Toten. In Kuwait starben Dutzende in einer Moschee. (red)

Seite 10, Kommentar Seite 48

ZITAT DES TAGES

„Das besorgt ohnehin die SPÖ selbst, da braucht sie keine Unterstützung von unseren Landeshauptleuten.“

ÖVP-Klubchef Reinhold Lopatka über Werner Faymann betreffende Putschgerüchte
Seiten 14 und 15, Kommentar Seite 48

STANDARDS

Reise 21
Freizeit, Rätsel, Sudoku 22
Sport 23, 24
Kommunikation 36
Kultur 37–40
Veranstaltungen, Kino 42, 43
TV, Switchlist 44, 45
Kolumne Hans Rauscher 46
ImmobilienStandard 14 Seiten

Westen: 15 bis 23°
Süden: 12 bis 27°
Norden: 15 bis 25°
Osten: 18 bis 26°
Wetter im Detail 42



DenizBank AG

36 Monate
1,65 %*

Die sichere Adresse
für Sparer

Eröffnen Sie jetzt Ihr Sparkonto
und profitieren Sie von den
attraktiven Zinsen der DenizBank.

* Zinssatz p.a., gültig nur für Privatpersonen und
bis auf Widerruf.

www.denizbank.at

Contact Center 0800 88 66 00

SBERBANK DenizBank ist ein Unternehmen der Sberbank Gruppe.

Unterirdisches Rumoren

Es gibt jetzt eine SPÖ-interne Bewegung gegen Werner Faymann. Das heißt, das sind die (etwa 200), die sich unter dem Namen „Kompass“ hervorgeagt haben. Die inoffizielle Anti-Faymann-Bewegung ist größer, aber sie rumort derzeit eher unterirdisch.

„Kompass“ wird nach außen vertreten durch den Traiskirchner Bürgermeister Andreas Babler. Wie sich die Gruppe ideologisch ausrichtet, kann man an dem erkennen, was sie schlecht findet: „Abgehen von der Verteilungsfrage hinsichtlich der Vermögenssteuer“, „Abkehr von einer aktiven Neutralitätspolitik“ und „Unterstützung der EU-Troika-Politik“. Austro-Syryza also.

Normalerweise überleben SPÖ-Vorsitzende solche Atta-

cken von weiter links relativ leicht. Mit ihrer Aussage, dass die SPÖ unter Faymann „den Zugang zu den realen Lebensumständen vieler Menschen verloren habe“, trifft die Gruppe aber die Meinung vieler.

Was wäre anders, wenn Faymann nur noch einen Kolumnistenvertrag bei der Krone oder Österreich hätte? Die häufig spekulativ genannten Manager Christian Kern oder

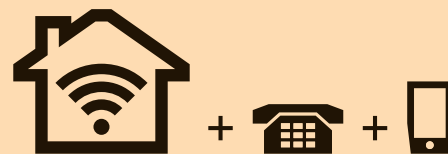
Gerhard Zeiler werden vom linken Flügel und der Gewerkschaft skeptisch betrachtet. Wichtig wäre jedenfalls, dass ein Neuer (oder eine Neue – es gibt auch sozialdemokratische Managerinnen mit Politikerfahrung) die Kraft und den Willen hat, den Stillstand zu überwinden. Wichtig nicht nur für die Sozialdemokratische Partei.

RAU

Jetzt in Aktion!

Die A1 Kombi

Gratis
Herstellung



nur
€ 19⁹⁰*
pro Monat



* Zzgl. Internet-Service-Pauschale € 15,-/Jahr.
Aktion gültig für A1 Neukunden.

Über den Ursprung der Idee der Überwachung in der Antike

Der Kampf der Weltbürger um ihren Rückzugsraum

Seit jeher hat die Macht
Praktiken und Methoden ausgebildet,
um das Verhalten der Menschen zu
lenken und um das Treiben der Bürger
aus der Anonymität herauszuholen.
Jede politische Macht häuft Wissen an.
Um dessen Nützlichkeit ist es nicht
immer zum Besten bestellt.

Ronald Pohl

Wer wissen möchte, was seine Mitbürger treiben, wird nicht allein den eigenen Augen trauen wollen. In den Tagen der altgriechischen Tragödie, im fünften vorchristlichen Jahrhundert, besaßen die Hellenen bereits ein recht klares Urteil über Schuldfähigkeit. In der *Antigone* des Sophokles verhängt Thebens König Kreon ein Bestattungsverbot über den Leichnam eines Staatsfeindes. Die Stirn bietet ihm Antigone. Ihr Frevel besteht im zweifachen Vollzug des Bestattungsrituals, ausgeführt am Leichnam ihres Bruders: zuerst im Schutze der Nacht, hernach im grellen Tageslicht, damit vor aller Augen.

Doch es sind eben nicht die Augen aller, die sich auf Antigone richten. Es ist vielmehr ein medialer Vorgang, den die Tragödie schildert. Den atemlosen Bericht von Antigones couragierter Tat liefert ein einfacher Bote: ein rechter Schlaumeier, der, um sich bei seinem Herrscher ins rechte Licht zu setzen, das besonders willfährige Instrument der Macht mimt.

Der Botenbericht besitzt eine denunziatorische Funktion. Er gleicht der Rezitation eines Überwachungsprotokolls. Dann und dann, dort und dort wurde Antigone bei der Ausführung einer ungesetzlichen Handlung betreten. Ob sympathisch oder nicht, der Wächter erfüllt, indem er Antigone vor Kreons Thron schleppt, seine staatsbürgerliche Pflicht.

Umgekehrt wäre Kreons Machtvollkommenheit auch nichts wert, würde ihm nicht ein ganzes Netz von Agenten zuarbeiten: ein Heer von namenlos bleibenden Aufklärern, die die Macht in der Illusion wiegen, sie wäre über alles im Bilde, was innerhalb ihres Geltungsbereichs passiert.

Rund zweieinhalb Jahrtausende trennen den Botenbericht der *Antigone* von den Datenbeschaffungsaktionen der NSA (National Security Agency). Die Angst vor der Massenüberwachung hat die Debatte gesprengt. Wurde vor nicht allzu langer Zeit über Vor- und Nachteile der Gefahrenprävention zwar besorgt, aber doch sorgsam wägend gesprochen, so wähnt man sich heute in die 1980-

er-Jahre zurückgeschleudert. Die Idee der lückenlosen Überwachung durch elektronische Datenkumulierer nährt, wie einst das Atomwaffenpotenzial, apokalyptische Ängste. Es wird, ob zu Recht oder nicht, der Anschein erweckt, die globale Kultur würde ihre Teilnehmer um den Genuss von Rückzugsräumen bringen. Diese sollen den Menschen als private zugehören, weshalb sie unter allen Umständen zu schützen sind.

Freiheit meint unter diesen Voraussetzungen das Vorrecht, in den Augen auch solcher Geheimdienste anonym bleiben zu dürfen, die „mich“ besonders eingehend kennenlernen wollen, bloß damit sie „mich“ besser vor den Gefahren des Weltterrorismus schützen können.

Die Scheu, elektronische Fingerabdrücke zu hinterlassen, bildet in diesem Zusammenhang die Kehrseite des Freiheitswunsches. Ihr Wesen ergibt sich aus dem Drang, in den Weiten des World Wide Web agieren zu können, ohne darum namentlich, das heißt unter Offenlegung der bürgerlichen Identität, profiliert zu sein.

Man kann es selbstverständlich auch wie Ilija Trojanow sehen. Dem aus Bulgarien gebürtigen Autor sprangen vor nicht allzu langer Zeit zwei Aufkleber ins Auge, die an den Türen der Wiener U-Bahn kleben. Der eine, grüne, bildet eine Überwachungskamera ab, der an-

dere, blaue, zeigt einen Kinderwagen. Dem Benutzer des Verkehrsmittels würde, so Trojanow, nichts Geringeres bedeuten, als dass er damit rechnen muss, von der Wiege bis zur Bahre lückenlos unter Kontrolle zu stehen.



Das notorische Unbehagen über die Sammlung riesiger Datenmengen erkennt den eigentümlich gleichgültigen Charakter von Macht. Diese bringt, um sich als wirksam zu erweisen, die von ihr Be-

herrschten erst hervor. Sie ist, wie Michel Foucault gezeigt hat, kein Besitz, der von Generation zu Generation den Eigentümer wechselt, um als abstraktes Gut gehütet

zu werden. Der Begriff der Macht meint eine Vielzahl von Effekten. Deren ganzer Zauber besteht aus Wirken und Bewirken, aus Ein- und Zugriffen, die sich umso besser bewähren, je nachhaltiger der Mensch dazu gebracht wird, zu tun, was von ihm verlangt wird.

Die Verwaltung von Macht vervielfacht das Wissen, das man sammeln muss, um das Funktionieren von Gesellschaften zu gewährleisten. Macht und Wissen pflegen deshalb miteinander ein besonders inniges Verhältnis des Austausches. Die Laborkünste gehen mit dem Ausbau der Disziplinarsysteme (Justiz, Psychiatrie et cetera) erfolgreich Hand in Hand.

Im 19. Jahrhundert dachte man in Europa daran, an den Menschen „Gewohnheiten“ auszubilden – solche, die es ermöglichen, sie tagaus, tagein Lohnarbeit verrichten zu lassen. Gewohnheiten werden sozialen Gruppen auferlegt: aus Gründen der Berechenbarkeit. Umgekehrt beginnt der Apparat seinerseits, sich für die Gewohnheiten seiner Schutzbefohlenen lebhaft zu interessieren. Unzufriedenheit soll im Keim erstickt werden. Mit Anhebung der sozialen Standards werden auch die Konsumgewohnheiten empirisch erfasst. Immerhin wollen Konsumgüter massenhaft abgesetzt sein.

Die Idee der Überwachung lebt von dieser verdoppelten Anstrengung. Die Ausübung von Macht generiert Wissen. Das Wissen aber übt seinerseits Machtwirkungen aus. Die Inbesitznahme von Daten gleicht gerade in hochentwickelten Gesellschaften der Anstrengung, sich auf mehreren Schauplätzen zeitgleich zu behaupten. Die Aufhebung des zeitlichen Nacheinanders spielt für die Mächtigen nur dann keine Rolle, wenn die Felder, die gerade nicht im Blick sind, mit derselben Sorgfalt erfasst werden wie die, die in jeder Nachrichtensendung buchstäblich vor der Nase liegen.

Der wahrhaft Mächtige weiß ohnehin Dinge, vor deren Kenntnis man sich hüten sollte. Sonst ergeht es einem womöglich wie den Sowjetfunktionären, die in Michail Bulgakows *Der Meister und Margarita* Besuch vom Teufel erhalten. Satan sagt einem auf den Kopf zu, man werde gleich sterben. Voilà: Das Vorhergesagte tritt ein.



Foto: James Bridle

Groß, klein, rund, eckig, sichtbar, versteckt, es gibt sie massenhaft: im Bild eine der unzähligen Überwachungskameras in London, die Künstler James Bridle für „The Nor, Part One: The Wall“ fotografiert hat.

Deutschland diskutiert die NSA-Spionage und neue Datenvorräte

Großer Appetit auf Daten der Deutschen

Zu wenig Kontrolle der Geheimdienste, aber zu viel Überwachung der Bürger wirft der deutsche Grünen-Politiker Konstantin von Notz Bundeskanzlerin Angela Merkel vor.

Birgit Baumann aus Berlin

Das Schweigen dieser Woche in Berlin war auffällig laut. Kanzlerin Angela Merkel wollte die Bespitzelung französischer Präsidenten durch die NSA nicht kommentieren, auch ihr Sprecher rang sich kein Statement ab.

Vermutlich erinnerte man sich an jene Tage, an denen die Lust der NSA auf deutsche Daten bekannt wurde. Da war Merkel ziemlich wütend und blaffte jenen Satz Richtung USA, der ihr jetzt immer wieder um die Ohren fliegt: „Ausspähen unter Freunden, das geht gar nicht.“ Wer hätte damals gedacht, dass es doch ganz gut geht, weil die Freunde ja bereitwillig mitmachen?

Wie genau der deutsche Bundesnachrichtendienst der NSA jahrelang aushalf, das versucht seit mehr als einem Jahr ein parlamentarischer U-Ausschuss zu klären. Für den Vizefraktionschef und Obmann der Grünen im Ausschuss, Konstantin von Notz, ist eines schon klar: „Die Schuld liegt nicht nur beim Dienst, sondern durchaus auch bei der Politik.“

„Kurios“ findet er es im Gespräch mit dem STANDARD, dass „das Kanzleramt, bei dem die Fach- und Rechtsaufsicht zu 100 Prozent ist, versucht, die Schuld beim BND abzuladen“. Dankbar ist von Notz nach wie vor Edward

net wird – für den Fall, dass demokratisch legitimierte deutsche Parlamentarier die NSA-Selektorenliste für den BND sehen –, das halte ich für maßlos übertrieben“, erklärt er.

Viele Deutsche regt im Moment jedoch nicht nur die Sammelwut der Geheimdienste auf. Die Regierung selbst hat auch großen Appetit auf Daten. Sie beschloss vor kurzem, die umstrittene Vorratsdatenspeicherung wieder einzuführen. Die alte Regelung hatte das Bundesverfassungsgericht im

Jahr 2010 für nichtig erklärt.

Zehn Wochen lang sollen Telekommunikationsanbieter künftig IP-Adressen von Computern und Verbindungsdaten zu Telefongesprächen aufbewahren. Früher waren es sechs Monate. „Die Speicherfristen sind weit kürzer, der Zugriff auf die Daten deutlich schwerer als zuvor“, verteidigt Justizminister Heiko Maas (SPD) das Gesetz.



Die deutschen Grünen hingegen sehen in kürzeren Fristen keine Lösung. „Es geht nicht darum, ob man Daten zehn Jahre oder zehn Wochen speichert, sondern darum, ob man dem Staat erlaubt, die Daten unschuldiger Bürgerinnen und Bürger sehr umfassend zu sammeln, weil man sie eines Tages gegen sie verwenden können will“, sagt von Notz. Sollte das Gesetz, das noch durch den

Bundestag muss, so in Kraft treten, dann wollen die Grünen wieder vor das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe ziehen. Sie sind überzeugt, dass die erneut geplante Datensammlung auch wieder mit dem Grundgesetz nicht vereinbar ist. Denn, so von Notz: „Wenn man nicht auf eine völlig falsche rechtsstaatliche Schiene kommen will, dann darf es diese präventiven Datensammlungen gegen alle nicht geben.“

Ausführliches Interview mit Konstantin von Notz auf: derStandard.at



Konstantin von Notz (Grüne) ist im NSA-Untersuchungsausschuss des Bundestags vertreten.

Foto: APA/Gambarini

Snowden – jenem Ex-NSA-Mitarbeiter, dessen Enthüllungen den Stein ins Rollen brachten: „Ohne ihn wüssten wir von all den üblen Vorgängen nichts.“

Mittlerweile gibt es in Berlin auch Forderungen, die Geheimdienste überhaupt abzuschaffen. So weit will von Notz nicht gehen: „Wir brauchen Geheimdienste. Aber es muss eben eine umfassende und effektive parlamentarische Kontrolle geben.“ Aber: „Sollten wir eines Tages zum Ergebnis kommen, dass das nicht möglich ist, weil die Bundesregierung einen eigenen Prüfer dazwischenschalten kann, dann stellt sich die Frage der Legitimation der Geheimdienste noch mal neu.“

Ärger um Sonderermittler

Dieser „Prüfer“ sorgt derzeit in Berlin für großen Ärger. Denn der U-Ausschuss, der ja aufklären soll, möchte jene Liste von Selektoren (Suchmerkmale wie E-Mail-Adressen, Domain-Endungen, IP-Adressen) sehen, mit deren Hilfe der BND für die NSA auf Suche gehen sollte. Da sich die USA querlegen, will die deutsche Regierung diese nur einem Sonderermittler zur Kenntnis bringen.

Für die Grünen ein Unding. Von Notz weist darauf hin, dass das Gesetz einen solchen Ermittler auch gar nicht vorsieht. „Dass apokalyptisch das Ende der transatlantischen Partnerschaft gezeich-

Wenn ein kleines Mädchen eine große Bitte hat, setzen wir von der Post alles in Bewegung, um diese zu erfüllen. Und weil wir Herausforderungen lieben, machen wir das Ganze zu Fuß beim größten Firmen-Staffellauf der Welt. Seien Sie bei diesem Weltrekordversuch am Wochenende dabei – live an der Strecke, in den Werbeblöcken heute und morgen auf ORF eins oder via Live-Stream unter post.at/missionsusi

Wenn's wirklich wichtig ist, dann lieber mit der Post.

JETZT EINEN OPEL ADAM GEWINNEN! GEWINNKARTE IN IHRER FILIALE HOLEN MITSPIELEN!

www.post.at/missionsusi #missionsusi

Post

„Leider gibt es nur einen Snowden“

Der Bürgerrechtler Ben Wizner ist nicht nur Edward Snowdens Anwalt, sondern auch Sprachrohr und Berater des Whistleblowers. Im Interview erklärt er, warum Kanzler Faymann falschliegt und Snowden vorerst in Moskau bleibt.

INTERVIEW: Fabian Schmid

STANDARD: Was würde passieren, wenn Edward Snowden plötzlich in Berlin auftauchen würde?

Wizner: Dann hätte die deutsche Regierung ein riesiges Problem. Umfragen zeigen, dass die Bevölkerung Snowden unterstützt. Außerdem hat Deutschland eine starke Rechtstradition, es müssten also Gerichte über Snowdens Asyl entscheiden. Er würde wohl als politischer Flüchtling gelten.

STANDARD: Plant Snowden, aus Russland auszureisen?

Wizner: Das kann ich nicht für ihn beantworten. Wir denken aber, dass die Geschichtsschreibung auf seiner Seite ist – vergeht noch mehr Zeit, werden sich noch mehr Möglichkeiten eröffnen.

STANDARD: Wäre es aus der Perspektive der US-Regierung nicht besser, Snowden säße in einem neutralen Land wie Österreich statt in Putins Russland?

Wizner: Natürlich. Zurzeit gibt es aber nur zwei Alternativen: Moskau oder ein Hochsicherheitsgefängnis in den USA. Wären wir davon überzeugt, dass ein westeuropäisches Land Snowden aufnehmen würde, käme er sofort. Aber jeder Staat weigert sich, darüber zu reden.

STANDARD: Österreich geriet ja eher zufällig in die Geschichte von Snowdens Odyssee, als im Juli 2013 das Flugzeug des bolivianischen Präsidenten Evo Morales in Wien notlanden musste, weil man Snowden an Bord vermutet hatte.

Wizner: Eine absurde Geschichte: Snowden war damals zwar auf einem Moskauer Flughafen gestrandet – Morales' Maschine hob ab. Es war eine demütigende Situation: für die USA, für Bolivien und für Österreich.

STANDARD: Was wäre wohl passiert, wenn Snowden in Wien ausgestiegen wäre?

Wizner: Darüber kann ich nicht einmal spekulieren. Die Frage richtet sich aber an die österreichische Bevölkerung und ihre Regierung. Hätten sie ein faires Verfahren ermöglicht? Hätten sie ihn einfach an die USA ausgeliefert?

STANDARD: Bundeskanzler Werner Faymann wurde gefragt, ob ihn die Spionage durch NSA und BND stört. Seine Antwort: Er wolle so leben, dass er vor niemandem Angst haben müsse, der ihn abhört. Die richtige Reaktion?

Wizner: Ein US-amerikanischer Akademiker namens Paul Ohm hat die These aufgestellt, dass es über jeden Menschen auf der Welt eine Information gibt, die ihn ins Verderben stürzen könnte. Privatsphäre bedeutet nicht, dass man etwas heimlich tun kann – ein weitverbreitetes Missverständnis. Edward Snowden hat das wunderbar formuliert: Wer meint, auf Privatsphäre verzichten zu können, weil er nichts zu verbergen hat, agiert wie einer, der die Meinungsfreiheit aufgibt, nur weil er gerade nichts zu sagen hat. Diese Frage nur aufgrund der eigenen Lebensumstände zu beurteilen läuft ins Leere.

STANDARD: Dennoch stoßen Überwachungsmaßnahmen durchaus

auf die Unterstützung der Bevölkerung, etwa hierzulande die Vorratsdatenspeicherung. Was wäre passiert, hätte die US-Regierung die von Snowden enthüllten Programme transparent eingeführt?

Wizner: Das ist eine sehr gute Frage, die auch in Geheimdienstkreisen debattiert wird. Dort vermutet man, dass die Programme noch bestehen würden, wären sie offen eingeführt worden. Denn nicht die Snowden-Dokumente an sich haben zu einem Aufschrei geführt, sondern vor allem der Kontrast zwischen den Dokumenten und öffentlichen Statements von Verantwortlichen.

STANDARD: Der Geheimdienstkoordinator James Clapper hat etwa vor



Im Zuge der Spionageaffäre entschied der US-Geheimdienst NSA, die geheimdienstliche Zusammenarbeit mit Deutschland bis auf weiteres auf den abgebildeten Horchposten Bad Aibling (Bayern) zu begrenzen.

Auslandsspionage juristisch einschränkt. Aber Österreich hätte etwa nicht die Ressourcen und Möglichkeiten, um den Internetverkehr aller Nutzer zu überwachen. Wir brauchen allerdings eine weltweite Debatte und ein Modell, das solche Fragen behandelt. Allerdings: Für mich ist es dennoch gefährlicher, wenn mich meine eigene Regierung ausspioniert – denn sie kann meine Freiheit und mein Leben einschränken. Wengleich die USA natürlich ein Spezialfall sind, weil deren Regierung auch außerhalb ihrer Ländergrenzen agiert – man denke etwa an Drohnenangriffe.

STANDARD: Das österreichische Parlament hat sich als einziges weltweit einstimmig gegen Spionage ausgesprochen, in Deutschland tagt ein NSA-Untersuchungsausschuss. Haben die Snowden-Enthüllungen außerhalb der USA mehr Eindruck hinterlassen?

Wizner: Ich muss hier an den ehemaligen US-Außenminister Henry Kissinger denken, der den chinesischen Führer Mao fragte, was dieser von der Französischen Revolution hielt. Mao sagte: Es ist noch zu früh, darüber zu entscheiden. Ich zitiere hier Mao: Um die Konsequenzen von Snowdens Handeln zu beurteilen, ist es noch zu früh. Ich glaube aber, dass die USA führen: Während Australien oder Frankreich noch stärkere Überwachungsmaßnahmen beschlossen haben, hat der US-Senat vor drei Wochen erstmals seit den 1970ern die Rechte der NSA beschnitten. Das war zwar inhaltlich nur ein kleiner Schritt, jedoch mit großer Symbolwirkung.

STANDARD: Nächstes Jahr stehen US-Präsidentenwahlen an. Welche Rolle werden die NSA und Edward Snowden da spielen?

Wizner: Es ist schon herausragend, dass sie überhaupt ein Thema sind. Bislang gab es keinen Wahlkampf, in dem Geheimdienste vorkamen. Mit dem republikanischen Abgeordneten Rand Paul hat die Materie aber schon jetzt ein Präsidentschaftskandidat zu einem Schlüsselthema seiner Kampagne gemacht. Das zwingt alle anderen Kandidaten, darüber zu debattieren. Allein das ist ein Sieg für die Bürgerrechte.

STANDARD: Phil Zimmermann, Erfinder der Verschlüsselungssoftware PGP, hofft, dass Überwachung genauso wie die absolute Monarchie oder Sklaverei überwunden werden könne.

Wizner: Ich würde Überwachung nicht in dieser Kategorie sehen. Selbst Edward Snowden will Überwachung ja nicht beenden – immerhin arbeitete er für NSA und CIA. Gezielte Überwachung ist wichtig für eine Demokratie. Aber die passive Sammlung jedweder Information über alle Bürger ist eine große Gefahr.

STANDARD: Und ökonomisch ein Problem für große US-Techfirmen.

Wizner: Ja. Wenn sie für den Rest der Welt als Handlanger der NSA betrachtet werden, hat das für sie drastische finanzielle Auswirkungen. Gleichzeitig haben sie erfahren, dass sie – selbst wenn sie richterlichen Beschlüssen folgen – zusätzlich von der NSA infiltriert werden. Daher weigern sich diese Firmen nun, beispielsweise Verschlüsselungsstandards zu schwächen.



Wären wir davon überzeugt, dass ein westeuropäisches Land Snowden aufnehmen würde, käme er sofort. Aber jeder Staat weigert sich.

Ben Wizner
Anwalt von Edward Snowden

dem Senat dementiert, Daten von US-Bürgern zu sammeln.

Wizner: Genau. An diesem Punkt kamen Fragen auf, warum die Programme versteckt werden. Es wurde für Geheimdienste und Regierung zunehmend schwieriger, die Bürger einfach um ihr blindes Vertrauen zu bitten. Außerdem schockierte die Tatsache, dass Snowden einfach Dokumente nehmen, in ein Flugzeug steigen und fliehen konnte – das System war also alles andere als sicher.

STANDARD: Die Debatte in den USA dreht sich natürlich primär um das Ausspähen eigener Bürger. Aber welche Rolle spielt die Spionage gegen verbündete Europäer?

Wizner: Hier geht es nicht nur um Gesetze, sondern vor allem um Möglichkeiten. Es gibt bislang keine europäische Regierung, die

Ben Wizner kämpft für einen fairen Prozess für Whistleblower Snowden

STANDARD: *Wirtschaftliche Gründe geben also den Ausschlag?*
Wizner: Durchaus. Aber es geht auch darum, die Geheimdienste politisch zu kontrollieren und Missstände öffentlich zu machen.

STANDARD: *Doch die US-Regierung führt einen „Krieg gegen Whistleblower“, der sich nach Meinung von Bürgerrechtlern unter Barack Obama noch verschärft hat.*
Wizner: Ja. Wir reden hier aber von einer kleinen Anzahl von Fällen, daher sind repräsentative Aussagen schwierig abzuleiten. Es gibt aber mehr Anklagen; vielleicht, weil Whistleblower durch digitale Forensik besser aufzuspüren sind. Aber: Es gibt wohl keinen Präsidenten, der Snowden nicht angeklagt hätte. Ich beschwere mich darüber auch nicht – wohl aber über die Gesetze, unter denen er verfolgt wird. Der US Espionage Act stammt aus dem Ersten Weltkrieg und unterscheidet etwa nicht, ob Infos an fremde Mächte verkauft oder Journalisten übergeben wurden.

STANDARD: *US-Geheimdienste argumentieren, Whistleblower wie Wikileaks-Informantin Chelsea Manning, die sie auch vertreten, seien sogar schlimmere Verräter, da sie ihre Infos durch Medien an alle fremden Mächte weitergeben.*
Wizner: Ja – diese Denkweise ist demokratiepolitisch aber ein echtes Problem. Die Frage der nationalen Sicherheit darf aber nicht das einzige Kriterium sein. Ein Beispiel: Zahlreiche Medien brachten Berichte und sogar Fotos über Misshandlungen von Gefangenen im Abu-Ghraib-Gefängnis, das US-Soldaten im Irak kontrollierten. Ich hege keinen Zweifel, dass durch diese Aktionen US-Soldaten getötet oder Terroristen motiviert worden sind. Das heißt aber nicht, dass man diese Fotos hätte zurückhalten sollen. Wir dürfen uns nicht nur Sicherheit wünschen, sondern müssen auch an die Demokratie denken. Diese Debatte ist mit dem Espionage Act nicht möglich.

STANDARD: *Deshalb bleibt Snowden auch in Moskau?*
Wizner: Ein Teil meiner Arbeit besteht darin, mit der US-Regierung über einen fairen Prozess zu reden. Ich kann zwar nicht ins Detail gehen, aber wir bereiten uns darauf vor.



Foto: Reuters / G. Greenwald / L. Poitras / The Guardian

Edward Snowden bekämpft nach seiner Flucht von Moskau aus „die Einschränkung von Bürgerrechten“.

STANDARD: *Wie wurde Snowden zu Ihrem Mandanten?*
Wizner: Nach den ersten Enthüllungen floh Snowden von Hongkong nach Moskau, wo er in der Transitzone des Flughafens feststeckte. Damals brachte uns der Journalist Glenn Greenwald miteinander ins Gespräch. Snowden war ein großer Unterstützer der American Civil Liberties Union

(ACLU), ein von uns angestrebter Rechtsstreit hat ihn motiviert, an die Öffentlichkeit zu gehen.

STANDARD: *Es ist aber keine klassische Anwalt-Mandant-Beziehung?*
Wizner: Nein. Unser gemeinsames Ziel ist es, die Einschränkung von Bürgerrechten zu bekämpfen. Ich habe Snowden am Anfang erklärt, dass hier ein Interessenkonflikt

entstehen könnte: Als Anwalt müsste ich ihm vielleicht raten, die Publikation von Dokumenten zu verhindern. Snowden meinte daraufhin, dass ich dann im Sinne der ACLU handeln und ihm einen neuen Anwalt suchen soll.

STANDARD: *Wie verbringt Snowden seine Zeit in Moskau?*
Wizner: Auch hier berate ich ihn.

Er muss ja seinen Lebensunterhalt bestreiten und sich etwa entscheiden, ob er ein Buch schreibt oder als Redner auftritt. Snowden ist ja bloß 31 Jahre alt, hat also noch den größeren Teil seines Lebens vor sich. Man darf nicht vergessen, dass er ein extrem talentierter IT-Sicherheitsexperte ist. Auch wenn es unrealistisch ist, hofft er, dass ihn die Beschreibung „NSA-Whistleblower“ nicht für den Rest seines Lebens identifiziert.

STANDARD: *Die Chance besteht.*
Wizner: Die US-Regierung lanciert oft, dass Snowden ein Egomane wäre. Doch er sträubt sich, Interviews zu geben, und muss immer neu überzeugt werden. Doch wir brauchen ihn – seine Botschaft ist zu wichtig, und leider gibt es zurzeit nur einen Edward Snowden.

BEN WIZNER (44) ist Jurist bei der American Civil Liberty Union (ACLU). Als Leiter des „Privacy & Technology“-Projekts vertritt er Whistleblower wie Edward Snowden und Chelsea Manning. Wizner strengte zahlreiche Prozesse an, etwa gegen die Haftbedingungen in Guantanamo Bay oder Drohnenangriffe auf US-Bürger im Ausland. Wizner gilt als Datenschutzexperte.

Foto: Reuters/Rattay

CHRONOLOGIE

NSA-Spionage vor dem Richter

Oktober 2001 Als Reaktion auf die Terroranschläge vom 11. September erlässt der US-Senat den Patriot Act. Die NSA kann nun E-Mails und Telefonate ohne richterliche Genehmigung abfangen.
Dezember 2005 Die *New York Times* enthüllt das Überwachungsprogramm der NSA.
Jänner 2006 Die ACLU reicht Klage gegen die NSA ein.
Jänner 2006 Nach öffentlichem Druck entschärft die US-Regierung die Regelung: Nun müssen Geheimgerichte NSA-Operationen erlauben.
Juli 2007 Die Klage der ACLU wird abgewiesen, weil ihre Mandanten nicht beweisen können, überwacht zu werden – denn der Vorgang gilt als Staatsgeheimnis.
Juni 2013 Der *Guardian* veröffentlicht dank Edward Snowden Dokumente über die Ausspähung von US-Bürgern. Die ACLU klagt erneut.
Mai 2015 Ein US-Gericht entscheidet, das NSA-Programm sei verfassungswidrig. (fsc)

Der neue BMW 1er

www.bmw.at/1er

Freude am Fahren

EXKLUSIV FÜR ÖSTERREICH: DER NEUE BMW 1er MIT BIS ZU 2.500 EURO AUSTRIA BONUS.*

Der neue BMW 1er bringt pure Fahrfreude auf Österreichs Straßen. Und jetzt gibt es exklusiv für Österreich einen weiteren Grund zur Freude: Sichern Sie sich jetzt den neuen BMW 1er mit Austria Bonus. Dieser beinhaltet das Österreich Paket Plus – mit Park Distance Control, variabler Sportlenkung und LED-Scheinwerfern – und ein Ausstattungspaket Ihrer Wahl, wie die Sport Line, die Urban Line oder das M Sportpaket, zu einem Preisvorteil von bis zu 2.500 Euro.

Weitere Informationen erhalten Sie unter **www.bmw.at/1er**, beim BMW Partner Service unter **0800 21 55 55** oder **info@bmw.at**

*Dieses Angebot ist gültig für alle neuen BMW 1er 3- und 5-Türer Neu- und Vorführwagen mit definierten Ausstattungspaketen und mit Kaufvertragsabschluss von 1. Mai bis 31. August 2015 und Auslieferung bis spätestens 30. November 2015.

BMW 1er: von 70 kW (95 PS) bis 240 kW (326 PS), Kraftstoffverbrauch gesamt von 3,4l/100 km bis 8,0l/100 km, CO₂-Emission von 89g CO₂/km bis 188g CO₂/km.

Wenn Mr. Hähnchen und Mrs. Baileys shoppen|gehen

Über den Umgang der US-Amerikaner mit Daten

Frank Herrmann aus Washington

Neulich in San Francisco, im Commonwealth Club of California. Bruce Schneier, amerikaweit einer der führenden Experten auf dem Gebiet der Computersicherheit, philosophiert über das zwiespältige Verhältnis, das seine Landsleute zu Big Data haben. „Verlange die Regierung von uns, jederzeit Überwachungsgeräte bei uns zu tragen, gingen wir natürlich auf die Barrikaden. Forderte uns das FBI dazu auf, ständig im Bilde darüber zu sein, was unsere Freunde gerade tun, würden wir alle sofort zu Rebellen.“

Aber tue man Letzteres nicht, indem man immerzu bei Facebook nachlese, von Facebook alarmiert werde, wenn Freunde auch nur ein neues Foto ins Netz gestellt hätten? Wer in allen Lebenslagen sein Handy in Reichweite habe, nehme der nicht billigend in Kauf, jederzeit anzuzeigen, wo er sich gerade aufhält? Nur: Wollte er deswegen auf ein so praktisches Hilfsmittel wie ein Handy verzichten?

„Wir leben im goldenen Zeitalter der Überwachung“, sagt Schneier. Computer, Überwachungskameras, Smartphones, elektronische Ladenkassen: alles Instrumente, um Daten zu speichern. Und weil das Datenspeichern so preiswert geworden sei, betreibe man es bis zum Exzess.

Die NSA, fügt Schneier hinzu, handle per se nach dem Grundsatz: „Kannst du es sammeln, dann sammelst du es“ – eine Mentalität des Vollständigkeitswahns. Sie zu bremsen könne nicht mit technischen Mitteln, es könne nur durch politisches Handeln geschehen.

Wobei immer wieder festzustellen ist, dass die Abhör offensive der NSA ausgesprochen differenzierte Reaktionen hervorruft, je nachdem, ob sie Amerikaner betrifft oder „nur“ das Ausland. Lautstarke Proteste (und nachfolgende Reformen, wenn auch bescheidene), wenn es um das lückenlose Sammeln der Verbindungsdaten einheimischer Telefonkunden geht. Eher ein Achselzucken, einmal abgesehen von Anwälten und Aktivisten an den liberalen Küsten, wenn das weltweite Ausspähen des Internets, wenn die Privatsphäre Bürger anderer Staaten zur Debatte steht. „America first“, kann man sagen.

Der gläserne Kunde

Mitteeuropäer behaupten gern, der Datenschutz in den USA sei unterentwickelt. Das stimmt. Als Nachrichten die Runde machten, denen zufolge die Lufthansa nicht lückenlos informiert gewesen sei über die Krankengeschichte des Piloten Andreas Lubitz, reagierten Nachbarn in Washington mit verständnislosem Kopfschütteln. Was Amerikaner indes immer heftiger umtreibt, ist die Aussicht auf eine Konsumwelt, in der sie zu gläsernen, ausrechenbaren, anhand jeder Kaufentscheidung vermessenen Kunden werden.

Eine Studie der University of Pennsylvania, veröffentlicht Anfang Juni, zeichnet ein Bild, wie es nicht unbedingt zu erwarten war. Ein Bild profunder Skepsis. Denn eigentlich erfreuen sie sich

großer Beliebtheit, die personalisierten Empfehlungen, wie sie etwa Online-Handelsriese Amazon bei jeder Gelegenheit gibt.

Selbst Schneier, ein scharfzüngiger, witziger Kämpfer in Sachen Privatsphäre, räumt ein, dass er es mag, wenn ihm hin und wieder ein Tipp ins digitale Postfach flattert. Warnt Google Maps vor aktuellen Verkehrsstörungen auf einer von ihm angegebenen Route, findet er das nützlich, auch wenn es voraussetzt, dass er Google Maps quasi einweicht in seine hochprivaten Streckenpläne.

In jedem größeren Supermarkt schieben einem die Kassierer seit Jahren ganz selbstverständlich einen oder auch mehrere Kupons übers Laufband. Beim nächsten Mal bedeuten sie einen Preisnachlass, wenn man, sagen wir, Haselnusseis oder Erdbeerjoghurt oder Snacks der Sorte Tex-Mex erwirbt. Einen Rabatt auf Haselnusseis, Erdbeerjoghurt und Tex-Mex, jedenfalls auf Waren, bei denen der Supermarktrechner ermittelt hat, dass man sie öfter kauft.

„Just for you“-Liste

Auch nicht mehr ganz neu ist die Rubrik „Just for you“. Wer will, kann auf der Supermarkt-Website Posten für Posten eine Liste durchgehen, die ganz individuell auf einen selbst zugeschnitten ist. Sie haben vor drei Wochen bei den

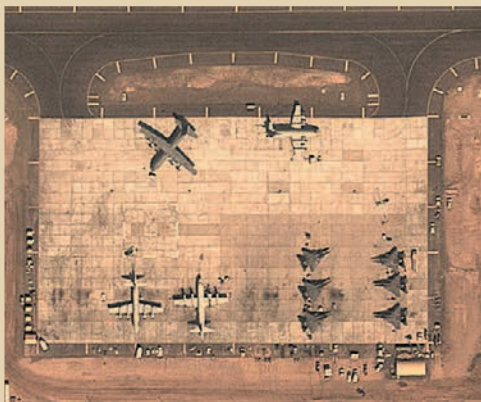
Hähnchenschenkeln zugeschlagen? Bitte sehr, wenn Sie wieder welche nehmen, wird es besonders billig für Sie! Kreuzen Sie an! Und beehren Sie uns bald mit Ihrem Besuch! Ein Drittel Discount, ganz individuell, versteht sich, ist durchaus üblich.

So verlockend das klingen mag – Schneier verbindet

mit dem Trend ein Szenario, bei dem die Handelsketten die Menschen in Schubladen sortieren. Der Joghurtfreund. Mr. Hähnchen. Mrs. Bailey's. Oder aber, diskriminierender: das Dorf, in dem keiner Geld hat. Die Altenenklave mit Niedrigeinkommen usw.

Aber zurück zur University of Pennsylvania. „Viele Amerikaner halten das Tauschgeschäft – persönliche Daten gegen personalisierte Dienstleistungen oder Schnäppchen – nicht für einen fairen Deal“, fassen die Autoren der Studie ihre Erkenntnisse zusammen. Ob es okay sei, dass der Laden, in dem ich shoppe, meine Informationen sammelt, um ein genaueres Konsumentenprofil meiner Person entwickeln zu können, hieß eine Frage. 55 Prozent beantworteten sie mit Nein.

Das größte Risiko für die Unternehmen, der potenziell wichtigste Faktor, um sie zu bremsen, besteht aus Schneiers Sicht in der Gefahr, dass sich Hacker sensibler Kundendaten bemächtigen und die Düpierten mit einer Sammelklage reagieren. Was in Amerika mit exorbitanten Schadensersatzzahlungen enden kann. Dem werde sich die Geschäftswelt irgendwann anpassen, prophezeit er, nicht mehr wie mit dem Staubsauger aufsaugen, was immer an Daten verfügbar sei. Sein wirksamster Beitrag zum Schutz des Privaten bestehe im Übrigen darin, nicht auf Facebook zu sein. „Das stempelt mich zwar zum komischen Kauz, aber es macht mich auch höchst produktiv.“



Was wäre, wenn die unsichtbaren Überwacher selbst plötzlich überwacht würden? In der „Watching the Watchers“ betitelten Werkreihe sammelt der Londoner Künstler James Bridle Luftaufnahmen von militärischen Drohnen, die er alle via Online-Karten aufgespürt hat – in Nevada, Pakistan oder im Jemen; im fliegenden Einsatz, geparkt vor dem Hangar, auf Start- und Landebahnen. Alle Fotos samt genauer Ortsangaben sind auf Flickr öffentlich dokumentiert.

Fotos: James Bridle

Der Spion, der vor der Haustür steht

Er ist eine ägyptische Institution, der Bawab – der Mann an der Tür in ägyptischen Häusern. Er wacht über das Haus, kehrt die Stiege und macht kleine Besorgungen, vor allem aber hat er ein wachsames Auge auf alle Bewohner.

Astrid Frefel aus Kairo

Mitten in der Nacht auf einer lokalen Polizeiwache nahe des Zentrums von Kairo. Es gilt, eine Anzeige wegen eines Taschendiebstahls aufzugeben. Pass, Kreditkarten, Telefon, Geld, Schlüssel sind weg, und das muss amtlich dokumentiert werden. Der junge Offizier in blütenweißer Uniform weiß zwar auch, dass die Diebe auf ihrem Motorrad nie gefasst werden, aber die Schreibarbeit muss dennoch sein. Höflich fragt er nach den persönlichen Daten, Name, Beruf, Staatsbürgerschaft, Geburtsdatum. Noch bevor ich etwas sagen kann, kommen die Antworten wie aus der Pistole geschossen von Khaled, dem Bawab, der sich als Begleitung anerbieten hatte.

Ich bin perplex und sprachlos. Kann mir nicht erklären, woher er alle diese persönlichen Details weiß. Zudem erklärt er mir, er kenne Namen und Telefonnummern von jenen Leuten, die eben-

falls einen Schlüssel von meiner Wohnung besitzen würden. Während der ganzen Amtshandlung, die weit über eine Stunde dauert, unterhält sich Khaled immer wieder verschwörerisch flüsternd mit dem diensthabenden Offizier. Es ist ganz offensichtlich, dass es da eine ganz besondere Nähe gibt.

Der Pförtner als Institution

Der Bawab – wörtlich übersetzt der Pförtner – ist eine fest verankerte ägyptische Institution. Es gibt ihn in fast allen Wohnhäusern, mindestens in den etwas besseren Quartieren. Früher stammten fast alle Bawabs aus Oberägypten, trugen eine Gala-biyya, das traditionelle bodenlange Kleid, und einen weißen Turban. Diese Bilderbuch-Typisierung trifft heute nur noch zum Teil zu. Auch viele Männer aus anderen ländlichen Gegenden, etwa dem Delta, arbeiten inzwischen als Bawabs in der Millionenmetropole Kairo. Sie leben fern von zu Hause, meist ohne Familie, in einem winzigen fenster-

losen Verschlag und fahren nur hin und wieder zu Feiertagen in ihre Dörfer aufs Land.

Die Bawabs haben einen umfangreichen Aufgabenkatalog. Sie fegen die Treppen, waschen Autos, kaufen Zeitungen, erledigen kleine Reparaturen und machen Botengänge für die verschiedenen Hausbewohner. Für diese Gefälligkeiten gibt es jedes Mal,

die Bawabs stehen in der strikten, extrem undurchlässigen gesellschaftlichen Kastensystemordnung auf einer der unteren Stufen, mit wenig Chancen, die Leiter emporzuklettern.

Ihr soziales Stigma war auch das Thema des in Dutzende Sprachen übersetzten Erfolgsromans *Der Jakubijân-Bau* von Alaa al-Aswany, wo der Sohn eines Bawabs trotz guter Prüfungsergebnisse von der Polizeiakademie ausgeschlossen wird und nach und nach in den Extremismus abdriftet. Aber ihr Wissen verleiht den Bawabs Macht. Ihre gesammelten Erkenntnisse behal-

ten sie nicht nur für sich, sie sind eine unbezahlbare Quelle für den weit verzweigten Inlandgemeindedienst, der über alle Bürger und Bürgerinnen Dossiers führt und überall seine Zuträger hat.

Die Arbeit als Informant ist ganz selbstverständlich. Ägypten ist ein Polizeistaat, das war in Mubarak's Zeiten vor der Revolution vom Frühjahr 2011 so und hat sich seither nicht geändert. Ein spezielles Gesetz, das den Schutz der persönlichen Daten regelt, gibt es nicht. Für Sicherheit zu sorgen ist wie eine Berufung für die Bawabs, die oft in einer Straße ein ganzes verschworenes Netzwerk bilden.

Revolution in „ihrer“ Straße

Bewährt hat sich die eingespielte Gemeinschaft in den ersten Tagen der Revolution, als sich die Polizei von den Straßen und Polizeiwachen zurückgezogen hatte. Es dauerte nur Stunden, bis die Bawabs ihre Straßen mit Baumstämmen abgeriegelt, eine Art Bürgerwehr und ein ausgeklügeltes Warnsystem aufgestellt hatten.

ten sie nicht nur für sich, sie sind eine unbezahlbare Quelle für den weit verzweigten Inlandgemeindedienst, der über alle Bürger und Bürgerinnen Dossiers führt und überall seine Zuträger hat.

Die Arbeit als Informant ist ganz selbstverständlich. Ägypten ist ein Polizeistaat, das war in Mubarak's Zeiten vor der Revolution vom Frühjahr 2011 so und hat sich seither nicht geändert. Ein spezielles Gesetz, das den Schutz der persönlichen Daten regelt, gibt es nicht. Für Sicherheit zu sorgen ist wie eine Berufung für die Bawabs, die oft in einer Straße ein ganzes verschworenes Netzwerk bilden.

Revolution in „ihrer“ Straße

Bewährt hat sich die eingespielte Gemeinschaft in den ersten Tagen der Revolution, als sich die Polizei von den Straßen und Polizeiwachen zurückgezogen hatte. Es dauerte nur Stunden, bis die Bawabs ihre Straßen mit Baum-

Wenn sich der Staat in den privaten Computer schleicht

Die Schweiz erlaubt weitreichende Überwachung

Klaus Bonanomi aus Bern

Es klingt rührend harmlos, riecht ein bisschen spießbürgerlich, als könnte es niemandem ein Haar krümmen: Büpf, das neue Schweizer Polit-Schlagwort, die Abkürzung für das neue „Bundesgesetz betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs“. Es gibt den Strafverfolgern neue Mittel im Kampf gegen Kriminelle in die Hand. Gleichzeitig mit dem Büpf genehmigte das Parlament ein neues Nachrichtendienstgesetz, um auch die Staatsschützer besser zu munitionieren gegen Terror und andere Gefahren. Doch weil mit diesen Gesetzesverschärfungen allzu stark in die Grundrechte der Bürgerinnen und Bürger eingegriffen werde, wollen Jungsozialisten und Grüne Unterschriften sammeln, um eine Volksabstimmung zu erzwingen.

Wanzen waren gestern

Würde früher einfach ein Telefon eines Verdächtigen angezapft oder eine Wanze platziert, um Gespräche aufzuzeichnen, darf der Staat nun auch „Trojaner“ in die Computer von Verdächtigen einschleusen, um die Kommunikation übers Internet, etwa via Skype oder Whatsapp, zu überwachen.

Kritiker fürchten, dass damit auch die Computer selber manipuliert werden könnten, um Beweismittel zu fälschen oder zu fabrizieren. Ferner darf der Staat künftig auch IMSI-Catcher einsetzen, um Handys zu orten und abzuhören.

Künftig darf der Nachrichtendienst des Bundes auch im Ausland Kabelaufklärung betreiben, also Signale aus leitungsgebundenen Netzen erfassen, da auch Terrororganisationen zunehmend über Internet kommunizieren.

Es gehe nicht an, dass die Kriminellen die neuen techno-

logischen Möglichkeiten nutzen könnten, während die Ermittler bloß veraltete Methoden zur Verfügung hätten, argumentierten die Befürworter der neuen Gesetzgebung. Es gehe nicht um präventives Schnüffeln, sondern um schwere Straftaten, betonte der Abgeordnete Karl Vogler von der christdemokratischen CVP: „Wir müssen den Strafverfolgungsbehörden die notwendigen Instrumente für eine wirksame Strafverfolgung in die Hand geben.“

Auch eine verlängerte Vorratsdatenspeicherung wurde genehmigt, um auch die Staatsschützer besser zu munitionieren gegen Terror und andere Gefahren. Doch weil mit diesen Gesetzesverschärfungen allzu stark in die Grundrechte der Bürgerinnen und Bürger eingegriffen werde, wollen Jungsozialisten und Grüne Unterschriften sammeln, um eine Volksabstimmung zu erzwingen.

Dies kritisierte der grüne Abgeordnete Daniel Vischer: „Nicht von ungefähr hat der Europäische Gerichtshof diese Vorratsdatenspeicherung mit dem Recht der persönlichen Freiheit – einem der höchsten Güter im Verfassungsstaat – als unvereinbar erklärt.“

Auch ein Teil der rechtskonservativen und staatskritischen SVP lehnte die neuen Gesetze ab: „Der Staat soll die Bürger schützen und nicht unter Generalverdacht stellen“, mahnte Lukas Reimann. „Mit dem Büpf entscheiden wir, ob die Schweiz weiter ein Land der Freiheit und Bürgerrechte sein will oder ob sie zu einem Polizei- und Überwachungsstaat verkommt!“

Dem hielt die sozialdemokratische Justizministerin Simonetta Sommaruga entgegen, man solle nicht nur die Grundrechte der Täter thematisieren, sondern auch jene der Opfer. Es gehe darum, bei schweren Straftaten wie Kindesentführung einschreiten oder Pädophilen-Ringe aufdecken zu können. Damit erhielt die Ministerin die Unterstützung der bürgerlichen Parlamentsmehrheit und der Mehrheit ihrer Parteigenossen.

Westkonzept Privatsphäre

In Südkorea wird das Internet exzessiv überwacht

Fabian Kretschmer aus Seoul

In Südkorea besitzen über 80 Prozent der Bevölkerung ein Smartphone, flächendeckendes WLAN ist in urbanen Räumen Standard, die Internetleitungen gelten als schnellste der Welt. Dennoch schreibt das Land am Han-Fluss derzeit ein dunkles Kapitel in seiner Erfolgsgeschichte: Noch nie wurde das Netz derart exzessiv überwacht wie unter der amtierenden Präsidentin.

Erst im September 2014 beschwerte sich Park Geun-hye, dass die Gerüchte in Online-Foren ihre „zu weit“ gehen würden. Die Staatsanwaltschaft nahm dies zum Anlass, eine Sonderinheit zur Internetüberwachung zu gründen. Das erste prominente Opfer war bald gefunden: eine Lehrerin, die online den Rücktritt der Präsidentin forderte. Dass die Beschuldigte einen ausländischen – und daher für die koreanische Strafverfolgung nicht einsehbaren – E-Mail-Server benutzte, wollten die Staatsanwälte damals als Schuldgeständnis anlasten.

Unter dem Vorwand der nationalen Sicherheit werden regelmäßig Gewerkschafter, Journalisten und Oppositionelle ausspioniert. Jahrelang haben die drei großen Telekommunikationsfirmen des Landes im großen Stil die Kontaktdaten ihrer Kunden an Behörden weitergegeben – ohne je einen richterlichen Bescheid zu verlangen, geschweige denn die Überwachungsopfer zu informieren. Allein in der ersten Jahreshälfte 2014 waren mehr als sechs Millionen Telefonnummern betroffen.

Über 98 Prozent aller Überwachungsanfragen kommen vom südkoreanischen Geheimdienst. Dieser hatte bereits im Vorfeld der Wahl der amtierenden Präsidentin für einen Cyberkandal sorgt: Mit gefälschten Accounts schrieb Geheimagenten über 1,2 Millionen Twitter-Nachrichten, in denen sie die Oppositionskandidaten etwa als „Kommunistenschweine“ diffamierten.

Der Aufschrei der Zivilgesellschaft blieb bislang vergleichsweise verhalten. „Wir haben eine lange Periode an Diktaturen überdauern müssen. Koreaner sind daran gewöhnt, überwacht zu werden“, sagt Internetaktivist Oh Byoung-il. Zudem verortet der 45-Jährige eine kulturelle Eigenheit: „Viele Koreaner sind mit dem Konzept von Privatsphäre nicht vertraut. Das ist eine westliche Idee, die es in unserer kollektivistischen Historie nicht gab.“

Die Ursprünge des Polizeistaats im Österreich des 18. Jahrhunderts

Österreichs erste Überwacher

In der Geschichte Österreichs wird besonders die Ära Metternichs mit polizeistaatlicher Repression assoziiert. Doch so einfach ist das nicht: Die Überwachung hatte ihre Ursprünge davor, in der Zeit Josephs II. Ihren Höhepunkt erreichte sie dagegen nach Metternich.

Alois Pumhösel

Klemens Fürst Metternich hat ein miserables Image. Dem Staatsmann, der ab 1809 Österreichs Außenminister und später Staatskanzler war, wird die Errichtung des ersten umfassenden Überwachungsstaats, gnadenlose Bespitzelung und Zensur, zugeschrieben. Mit eiserner Hand habe er sich gegen die politischen und sozialen Neuerungen des Liberalismus gewehrt. Kaiser Joseph II. dagegen, der Jahrzehnte davor, nach dem Tod Maria Theresias 1780, allein herrschte und für einen aufgeklärten Absolutismus steht, verbindet man mit einem Zugewinn an Freiheit, mit Reformen in der Justiz und Gesundheitspolitik, mit einem Zurückdrängen von Adel und Klerus.

Wenn man aber nach den Ursprüngen von Österreichs polizeistaatlichen Tendenzen zu jener Zeit sucht, landet man nicht beim „guten“ Kaiser Franz I. und seinem schlecht beleumdeten Staatskanzler Metternich, sondern beim Erneuerer Joseph II. Teil seiner Reformen waren umfassende Datenerhebungen, die Zentralisierung des Polizeiwesens und der Aufbau eines Spitzelnetzes. „Ich warne vor einer plakativen Gegenüberstellung von josephinischer Freiheit und Metternich'scher Repression“, sagt der auf das 18. und 19. Jahrhundert spezialisierte Historiker Franz Leander Fillafer vom Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. „Nicht nur, weil in der josephinischen Zeit das staatspolizeiliche System Metternichs seinen eigentlichen Ursprung hat. Sondern auch, weil die Effizienz dieses Systems in der josephinischen und darauffolgenden leopoldinischen Zeit vielleicht ausgeprägter war als zu Metternichs Zeiten.“

Dennoch sei es nicht legitim, von einem Überwachungsstaat zu sprechen. „Man kann die Idee des heutigen Staates nicht in das 18. Jahrhundert übertragen“, so Fillafer. Die von Joseph II. installierte Verwaltungstechnik wird später zu Metternichs Instrument zur Verfolgung von „Demagogen“, Liberalen, Studenten, Handwerkern – ähnlich der gegenwärtigen Vernetzungstechnik, die von NSA & Co missbraucht wird.

Trotz des Regulierungswahns der josephinischen Zeit, von der Einführung des wiederverwendbaren Klappsargs bis zum Schnürmiederverbot in Mädchenpensionaten, wurden damals längst nicht alle

Lebensbereiche kontrolliert. „Es ist ein Strukturmerkmal des frühmodernen Staats, dass Gesetze nicht umgesetzt wurden.“

Unter Joseph II. wurde aber begonnen, strukturiert Daten über Nährstand und moralische Verhältnisse des Volks zu erheben. Das Interesse entsprang einer merkantilen Grundhaltung, erläutert Fillafer: Es ging um die Optimierung von Wertschöpfung. „Man begann, die ökonomische Entfaltung der Bürger in den Vordergrund zu stellen. Dafür musste man über sie Bescheid wissen.“ Kreiskommissäre bereisten die Territorien und erstellten akribische Aufzeichnungen. Bürgerliche Freiheiten wurden gewährt, es gab erste Ansätze der Sozialfürsorge. Unter Metternich wurde aber eine Gegenrechnung eröffnet: „Man versuchte, die politische Abstinenz des Bürgers durch ökonomische Freiheit zu erkaufen.“

Die Überwachung der Bürger war weniger rigide als jene der Beamten. Joseph II. ist für die Einführung der Conduit-Listen bekannt, in denen Verfehlungen, Dienstbeflissenheit, sogar das Erscheinungsbild vermerkt wurden. „Gegenseitige Überwachung wurde zum Prinzip erhoben“, sagt der Historiker. Das ergab eine paradoxe Ausgangslage: „Ein Teil der Beamtenschaft sollte jene entstehende bürgerliche Gesellschaft überwachen, deren Hauptträger sie selbst war.“

Unter der zentralen Polizeibehörde, die Joseph II. einrichtete, darf man sich keinen modernen Geheimdienst vorstellen. „Sie war klein und von Kompetenzkonflikten geprägt. Die Beamten waren niedrig besoldet und konnten ihren Aufgaben häufig nicht nachkommen“, resümiert Fillafer. Man dürfe die Dysfunktionalität der damaligen Strukturen nicht unterschätzen. Der erste Erfolg der Polizeihofstelle war die Aufdeckung einer Verschwörung der österreichischen „Jakobiner“ 1794/1795, die mit der Französischen Revolution sympathisierten.

An der Bedeutung der Institution habe sich auch in Metternichs Zeiten kaum etwas geändert, so Fillafer. Es gab keine massive personelle oder budgetäre Aufstockung. Der Zensur konnten die Beamten angesichts des explosionsartigen Anwachsens der Druckschriften zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum nachkommen.

Spitzel, oft Menschen zweifelhaften Rufs, Wendehälse, verschuldete Adelige wurden losgeschickt, um sich das Vertrauen der Menschen zu erschleichen, sie in



Ein Porträt Kaiser Josephs II. (1741–1790) im Wiener Kunsthistorischen Museum. Er legte die Grundlagen für ein polizeistaatliches System österreichischer Ausprägung.

den Salons oder Lesekabinetten, wo internationale Presse auflag, auf ihre Gesinnung abzuklopfen. „Da gab es viel Wichtigerei“, sagt Fillafer, „geschönte, aufgeblähte Berichte, mit denen man seine Nützlichkeit beweisen wollte.“ Die falschen Verdächtigungen zogen viele Prozesse nach sich.

Bespitzelung liberaler „Demagogen“

Das Ziel der Bespitzelung waren oft unstete, vagante Personen, Studenten, Handwerker, die durchs Land zogen. „Die geistige Mobilität der sogenannten liberalen ‚Demagogen‘ wurde offenbar mit der tatsächlichen Mobilität dieser Gruppen identifiziert“, so der Historiker. Das Reisegepäck wurde auf indizierte Schriften untersucht, der Briefverkehr bespitzelt, was Prozesse zwischen Postmonopolisten und Behörden nach sich zog. Oft blieben die Überwachungsbestrebungen zahnlose Manöver

dürftig ausgestatteter Behörden, letzten Endes so ineffizient, dass sie die Revolution von 1848 nicht kommen sahen. Fillafer glaubt, dass die aktuelle Forschung das Bild Metternichs und seines Überwachungsapparats zurechtrücken wird.

Im Neoabsolutismus der 1850er-Jahre versuchte man, aus den „Fehlern“ Metternichs zu lernen. „Das neue Polizeiministerium war mit mehr Budget und umfangreicheren Vollmachten ausgestattet und viel effektiver“, sagt der Historiker. Man war bestrebt, revolutionäre Verbindungen zu zerschlagen, die man eher im böhmisch-ungarischen Bereich suchte. „Es wurde viel mehr Geld für Überwachung in Prag, Budapest und Pressburg als in den deutschsprachigen Erbländern ausgegeben.“ Für Fillafer ist dieses Jahrzehnt vor der Schlacht von Solferino der Höhepunkt der Überwachung in der österreichischen Monarchie.



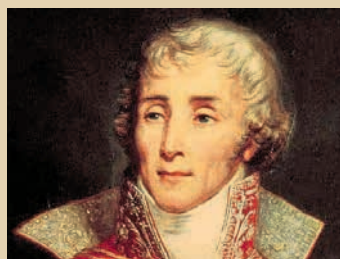
„Sei umsichtig! Und benutze deine Spione für jede Unternehmung“, schrieb der chinesische General und Philosoph Sun Tzu vor 2500 Jahren in seiner *Kunst des Krieges*. In seiner ersten schriftlichen Systematisierung strategischer Überlegungen wird dem „Einsatz von Spionen“ ein ganzes Kapitel gewidmet. Das „zweitälteste Gewerbe der Welt“ ist seit jeher ein wichtiges Mittel im Ringen um Wohlstand, Ressourcen, Macht. Die Antike birgt viele Beispiele: Caesar soll etwa über ein dichtes Spitzelnetz verfügt und eine Geheimschrift erfunden haben.

Sobald sich die Spionage nicht gegen eine fremde Macht, sondern das eigene Volk richtete, wird sie zur Überwachung. Venedig unterhielt schon ab dem Mittelalter ein dichtes Polizei- und Spionagewesen. Die Entwicklung der Bürokratie schaffte dann die Basis für eine großflächige

Von antiken Spionen zu den Servern der NSA



Der frühe chinesische Kriegsstratege Sun Tzu, Napoleon Bonapartes Polizeiminister Joseph Fouché und der Gründer der sowjetischen Geheimpolizei Felix Edmundowitsch Dserschinski.



Überwachung einer Gesellschaft. Joseph Fouché, Polizeiminister Napoleon Bonapartes, unterhielt ein feinmaschiges Spitzelnetzwerk, mit dessen Hilfe er Dossiers zu relevanten Personen zusammenstellen ließ.

„Kennzeichnend war auch die Erfassung von auffälligen Personen jeder Art (...) in einzelnen

Personalbögen oder *fiches*. Daraus wurden bald die Karteiblätter in Registraturschränken, welche alle modernen Bükratien kennzeichneten, ehe deren Information in elektronische Dateien überführt wurde“, schreibt Wolfgang Krieger in seiner *Geschichte der Geheimdienste* (C. H. Beck) über Fouché. Fouché

war auch eines der Vorbilder für Österreichs polizeistaatliches System.

Im 20. Jahrhundert kommt neue Technik dazu, Telegrafen, Kameras, Radio, die es zu benutzen oder zensieren galt. Die totalitären Systeme verfügten beliebig über ihr „Menschenmaterial“. Felix Dserschinski baute

etwa die erste sowjetische Geheimpolizei auf, die Tscheke, die später zum Staatsgeheimdienst GPU wurde. Die GPU überwachte auch Partei und Armee und produzierte unzählige Zwangsarbeiter. In Deutschland wütete Himmlers Gestapo, bevor in der DDR mit totaler Überwachung auf fehlende Linientreue reagiert wurde. SED-Kritiker wie Robert Havemann wurden von Heerscharen von Spitzeln belagert.

Der Systematisierungsgrad der Überwachung in der digitalen Welt wäre wohl selbst Sun Tzu suspekt gewesen. „Spione können ohne eine gewisse intuitive Klugheit nicht nützlich eingesetzt werden. Bevor wir Spione benutzen, müssen wir uns der Rechtschaffenheit ihres Charakters und des Ausmaßes ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit versichern“, schreibt er. Fähigkeiten, die die NSA-Server wohl noch nicht mitbringen. (pum)

„Im Zweifel für die Grundrechte entscheiden“

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP), ehemalige Justizministerin in Deutschland, über das große Lauschen, die Überwachung des Privatesten und gefährdete Bürgerrechte.

INTERVIEW: *Lisa Nimmervoll*

STANDARD: *Sie sind 1995 aus Protest gegen den „großen Lauschangriff“ zur Wohnraumüberwachung als Justizministerin zurückgetreten. 20 Jahre später hat das Auspählen ganz andere Dimensionen angenommen, Stichwort NSA-Spionage. Was sagen Sie denn zur heutigen Situation?*

Leutheusser-Schnarrenberger: Damals ging es um das Abhören in privaten Wohnungen, etwa durch Wanzen. In der Zwischenzeit hat die Digitalisierung eine enorme Dynamik erfahren, und die Situation ist von der Technik, von der Reichweite und vom immensen Datenumfang her überhaupt nicht vergleichbar. Aber es geht nach wie vor um dasselbe: um den Bürger, seine Privatsphäre, sein Persönlichkeitsrecht über sein Kommunikationsverhalten. Das bleibt als Wert bestehen. Es zeigt nur, dass die Rechte der Bürger in der jeweiligen Zeit auf sehr unterschiedliche Weise gefährdet sind.

STANDARD: *Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) sagte zum NSA-Skandal: „Ich persönlich habe mir vorgenommen, so zu leben, dass ich auch vor niemandem Angst haben brauche, der mich abhört.“ Sehen Sie es auch so entspannt?*

Leutheusser-Schnarrenberger: Ich finde das wirklich fahrlässig und gefährlich, weil es bei den Bürgerinnen und Bürgern eine ganz falsche Einstellung befördert: Verhältet euch so, dass ihr nicht auffallt, dann habt ihr eigentlich nichts zu verbergen, und dann kann ein Geheimdienst aus dem Ausland oder im Inland alles von euch wissen. Das ist die Unterstellung, man habe nichts zu verbergen, wenn man nicht kriminell ist. Das ist ein falsches Verständnis.

STANDARD: *Vieles von den Überwachungsaktionen passiert ja „im Namen der Sicherheit“. Wie würden Sie das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Sicherheit definieren?*

Leutheusser-Schnarrenberger: Es sind zwei Werte, die wirklich in einem Spannungsfeld stehen. Man muss in jedem Einzelfall abwägen, welche staatlichen Eingriffe man zulässt, um vielleicht mehr für die innere oder äußere Sicherheit zu tun. Aber bei all dem, was in den Kernbereich der privaten Lebensgestaltung geht, gibt es keine Abwägung mehr. Da muss man sich im Zweifel für die Grundrechte entscheiden. Das heißt natür-

lich auch, mal Mut zu haben. Denn nicht jedes Mittel, das vielleicht zu mehr Sicherheit führen kann, rechtfertigt jeden Eingriff in die Freiheit. Ich erwarte von Politikern, dass da dann auch konsequent so entschieden wird, denn im Zweifel wird ja immer für Sicherheit entschieden, weil man das leichter vermitteln kann. Deshalb braucht es eine kritische Kraft, die immer wieder deutlich macht, wohin das führen kann.

STANDARD: *Whistleblower Edward Snowden sitzt in Moskau unter dem Titel „politisches Asyl“. Was haben seine Enthüllungen bewirkt?*

Leutheusser-Schnarrenberger: Er hat einen ganz anderen Blick geöffnet auf die Wirkungsmacht von Geheimdiensten, auch im Umgang mit nationalen Gesetzen. Von daher ist das auch ein Verdienst, und man kann es nicht nur abtun und sagen, er hat gegen amerikanische Gesetze verstoßen. Wenn die NSA Datenknotenpunkte abgreift, und der größte liegt in Darmstadt, dann ist das auch ein Verstoß gegen deutsches Recht. Das ist durch Snowden auf den Tisch gekommen. Dass man in den USA dafür sein Leben lang im Gefängnis sitzen kann, halte ich für vollkommen unangemessen.

STANDARD: *Nicht nur Staaten überwachen uns, auch internationale Konzerne. Sie sitzen im unabhängigen Expertenbeirat von Google zum „Recht auf Vergessenwerden“. Was ist in diesem Bereich zu tun?*

Leutheusser-Schnarrenberger: Wir brauchen dringendst einheitliche europäische Datenschutzstandards, die auch für Konzerne gelten, die nicht in Europa ihren Sitz haben, verbunden mit wirklich hohen Bußgeldern. Im Moment suchen sich ausländische Firmen – nicht nur Google, auch Facebook, Twitter, Amazon, Microsoft, Start-ups und viele andere – in Europa das Land aus, wo der niedrigste Datenschutzstandard gilt. Das ist Irland. Dasselbe passiert ja auch bei den Steuern, und das ist ihnen auch nicht vorzuwerfen, weil es ja legal ist. Aber ohne unsere Daten könnten diese Firmen ihre Geschäftsmodelle gar nicht realisieren. Ein EU-Datenschutzrecht gibt dem Bürger auch wieder mehr Selbstbestimmung zurück.

SABINE LEUTHEUSSER-SCHNARRENBERGER (63) amtierte von 1992 bis 1996 und von 2009 bis 2013 in Deutschland als Justizministerin. Die FDP-Politikerin war beteiligt an mehreren wegweisenden Verfassungsbeschwerden in puncto Grundrechtsfragen, etwa gegen den „großen Lauschangriff“ und die Vorratsdatenspeicherung. Sie ist Mitglied des Kuratoriums des Neos Lab und war auf dessen Einladung in Wien.



Kämpft für Bürgerrechte: Sabine Leutheusser-Schnarrenberger.

Foto: Christian Fischer



Ein Präsident mit Faible für IT: Toomas Hendrik Ilves.

Foto: AP / Michael Sohn

„Sind wir Opfer von Desinformation?“

Ein Paradox: Je effizienter Maßnahmen gegen den Terrorismus seien, desto präsenter sei die Opposition dagegen, erklärt Estlands Staatspräsident **Toomas Hendrik Ilves**.

INTERVIEW: *Christoph Prantner*

STANDARD: *Nach allem, was über die Überwachungstätigkeiten der US-Geheimdienste in den vergangenen Jahren herausgekommen ist, wie würden Sie das transatlantische Verhältnis und das Verhältnis einzelner europäischer Staaten zu den USA heute einschätzen?*

Ilves: Es ist nicht klar, wie viel von diesen Vorwürfen tatsächlich der Wahrheit entspricht. Und wenn die deutschen Ermittlungsbehörden diesen Fall fallenlassen, dann müssen wir uns fragen: Wie sehr sind wir Opfer von Desinformation (*spricht das Wort russisch aus: dezinformatsiya, Anm.*)? Ich persönlich weiß es nicht.

STANDARD: *Aber Sie gelten doch als einer der wenigen Staatenlenker, die in diesen Fragen wirklich sattefest sind ...*

Ilves: Ginge es politisch derzeit nicht beinahe ausschließlich um die Ukraine, würde ich wahrscheinlich all meine Zeit dafür aufwenden, über Informationstechnologie zu sprechen. Das interessiert mich, und das habe ich in meinem Land die vergangenen 25 Jahre über gemacht. Es gibt in dieser Sache ein allgemeines Missverständnis, das besagt, dass die NSA meine E-Mails liest. Es ist in der Tat äußerst schwierig, jemandes Mails zu lesen. Was sie allerdings überwachen, ist, wer mit wem redet. Und zwar mit Fokus auf terroristische Netzwerke. Ich glaube nicht, dass das so eine üble Sache ist.

STANDARD: *Die Kritik entzündete sich an der Massenspeicherung von Daten, also daran, dass de facto jeder überwacht wird.*

Ilves: Das ist ja der Punkt bei der Frage, wer mit wem kommuniziert. Eine Person in den USA, mit der ich das diskutiert habe, hat mir Folgendes erklärt: Diese Wahrnehmung ist ein europäisches Problem. Und ich garantiere Ihnen, sobald die Terroristen ihre Ziele erreichen, werden alle diese Diskussionen beendet sein. Der Umstand, dass diese Methoden funktionieren, erlaubt uns den Luxus dieser Debatte. Würde sich eine katastrophale Situation ergeben, die durch diese Methoden hätte vermieden werden können, dann würde sich die öffentliche Meinung darüber rasch ändern. Es ist ein Paradox: Solange Terrorbekämpfungsmaßnahmen im eigenen Land erfolgreich sind, so lange wird es eine Opposition gegen diese Maßnahmen geben. Sobald sie sich als ineffizient erweisen, wird die Öffentlichkeit völlig anders reagieren. Aus meiner Sicht – und das ist keine Regierungsposition, sondern die jemandes, der ein wenig von Informationstechnologie versteht – bedeutet das: Es ist ein großer Unterschied, ob

jemand mit hohem technischem Aufwand und viel Arbeit direkt observiert wird. Oder ob jemand mit jemandem in Hamburg spricht, der seinerseits mit jemandem in Paris spricht und der wiederum mit jemandem in Syrien spricht. Dabei weiß man nicht, was gesprochen wird, aber man kann Schlüsse daraus ziehen, wer mit wem verbunden ist. Die NSA ist aber sehr gut darin, diese millionenfachen Verbindungen zu analysieren.

STANDARD: *Das heißt, viel Aufregung um das falsche Thema?*

Ilves: Für mich und aus einer IT-Sicht der Dinge geantwortet: Wir legen unser Augenmerk auf die falschen Dinge. Was wirklich wichtig ist, ist „data integrity“ (*zu Deutsch die Konsistenz, also die Korrektheit der in der Datenbank gespeicherten Daten, Anm.*). Um es deutlich zu sagen: Ich kann es gutheißen oder ablehnen, dass jemand meine Blutgruppe weiß.

Was ich aber sicher nicht will, ist, dass jemand meine Blutgruppe ändert. Das sind die Dinge, denen wir viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken – vor allem, je mehr wir in eine Welt des Internets der Dinge oder der Industrie 4.0 wechseln. Dort kommunizieren Maschinen untereinander, in dieser Welt ist

Konsistenz ein viel größeres Problem – Stichwort Kraftwerke und dergleichen.

STANDARD: *Darüber gibt es derzeit in der öffentlichen Meinung noch keine Sorgen. Dafür aber umso mehr Ärger, dass die deutsche Bundeskanzlerin und andere von den USA abgehört werden.*

Ilves: Das stimmt. Aber es zeigt sich, dass es im Falle der Bundeskanzlerin bisher keine handfesten Beweise gibt. Solange es jedenfalls keine sicheren Identitäten online gibt, wird es keine IT-Sicherheit geben. Das muss aus einer Kombination aus Chip einerseits und Passwort oder Iris und dergleichen andererseits bestehen. Die meisten Menschen würden das allerdings ablehnen. Das ist das große Problem. Es gibt Informations-Highways mit hunderten Millionen von Fahrbahnen, auf denen wir unablässig ohne Kennzeichen unterwegs sind. Deswegen passiert, was eben passiert. Und wir können die Verursacher immer nur post hoc und mit viel Aufwand identifizieren.

TOOMAS HENDRIK ILVES (61) ist seit 2006 estnischer Staatspräsident. Der studierte Psychologe wuchs in Schweden und den USA auf und war Außenminister sowie EU-Abgeordneter (Sozialdemokraten) für sein Land. Vor seiner politischen Karriere arbeitete er unter anderem an der Columbia University und bei Radio Free Europe in München.

Was die Österreicher von Spionen, Detektiven und Geheimdiensten halten

Jeder Vierte will mehr Überwachung

Viele Österreicher meinen, dass sie selbst überwacht werden – und dennoch sehen sie Abhöraktionen, den Einsatz von Geheimdiensten, von Überwachungselektronik und Kameras überwiegend gelassen. Jeder Vierte will mehr davon.



Ein „Drone Shadow“ landete in Österreich: Beim „Art Meets Radical Openness 2014“-Festival produzierte der Künstler James Bridle am 28. Mai „A drone for Linz“.

Conrad Seidl

Jeder zweite österreichische Wahlberechtigte würde dem Schutz Österreichs vor Terror auf der Agenda der Bundesregierung die Kategorie „sehr dringend“ geben. Weiter gefragt: „Ich möchte mich mit Ihnen nun über die Sicherheit in Österreich beziehungsweise die Gefahr von Anschlägen und internationalem Terrorismus unterhalten. Was ist so Ihr Eindruck: Unternimmt Österreich zu viel, gerade ausreichend oder zu wenig, um Österreich vor Personen, die die Sicherheit gefährden, zu beschützen?“

Nur drei Prozent Skeptiker

Diese Frage stellte das Linzer Market-Institut in der ersten Juni-Woche 400 repräsentativ ausgewählten Österreichern. Nur drei Prozent von ihnen antworteten, dass Österreich zu viel mache. „Wir haben hier in der Fragestellung bewusst noch nicht das Wort Überwachung eingebaut“, erläutert Market-Institutsleiter David Pfarrhofer: „So kommt man zu einer unbefangenen Einschätzung. Und da sagen uns eben 62 Prozent, dass gerade ausreichend Maßnahmen gesetzt werden. Immerhin 27 Prozent sagen in dieser Fragestellung, dass Österreich zu wenig gegen die Gefahr von Anschlägen machen würde.“ Anschließend wurden den Befragten im Auftrag des STANDARD verschiedene Überwachungsmaßnahmen genannt – doch davon später. Auffallend ist: Am Schluss der Telefoninterviews, also nachdem sich die Interviewpartner intensiv mit Überwachungsmethoden und Überwachungszielen auseinandergesetzt haben, hielten weiterhin 26 Prozent an der – nun explizit angesprochenen – Überwachung fest. Die Frage lautete nun: „So alles in allem: Haben Sie den Eindruck, dass in Österreich zu viel, gerade ausreichend oder zu wenig überwacht wird?“ Pfarrhofer: „Da haben nun zwar acht statt vorher drei Prozent der Befragten gesagt, dass in Öster-

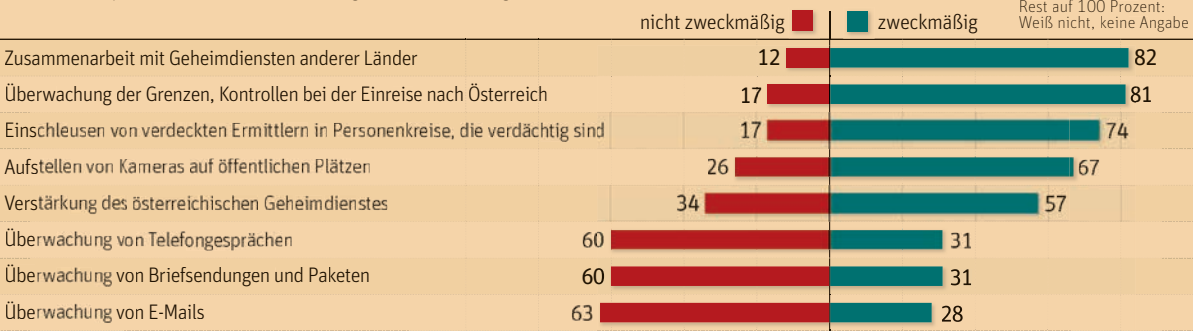
reich zu viel überwacht werde – aber an der Grundhaltung ändert sich nichts. Wir können also mit großer Sicherheit davon ausgehen, dass etwa ein Viertel der Österreicher in Richtung Überwachungsstaat tendiert, während je nach Fragestellung nur jeder Zehnte oder jeder Zwölfte Sorgen hat, dass insgesamt zu viel überwacht würde.“ Dann lädt er dazu ein, die politische Ausrichtung der Anhänger und jene der Skeptiker des Überwachungsstaats zu erraten – aber

die liegt so nahe, dass man nur kurz zur Bestätigung in die Tabellen schauen muss: Mehr Überwachung wünschen sich vor allem Freiheitliche und ÖVP-Wähler – weniger Überwachung ist ein Anliegen der erklärten Anhänger von Grünen und Neos. Die meisten Österreicher – 59 Prozent – aber meinen, dass in Österreich gerade ausreichend überwacht werde, wobei die Überwachung natürlich sehr unterschiedliche Aspekte haben kann – nicht zuletzt persönliche.



Welche Maßnahmen vor Terrorismus schützen würden

Frage: Welche Maßnahmen sind aus Ihrer Sicht zweckmäßig, um Österreich vor Anschlägen und internationalem Terrorismus zu schützen? Sagen Sie mir bitte jeweils, ob dies Ihrer Meinung nach zweckmäßig ist oder nicht.

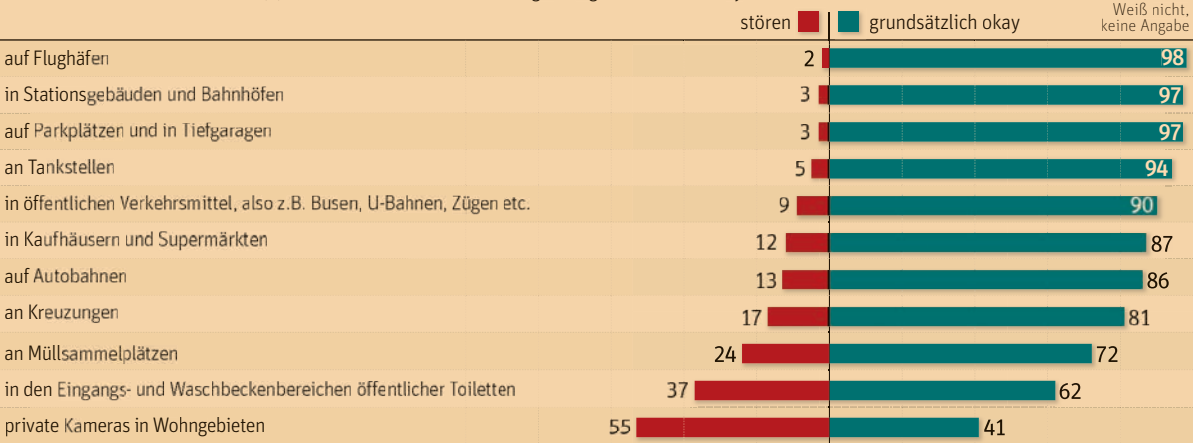


Telefonische CATI-Interviews, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 16 Jahren. Erhebungszeitraum: 1. – 3. Juni 2015, Ergebnisse in Prozent, n = 400

DER STANDARD

Wo Überwachungskameras Sinn machen würden, wo sie eher stören

Frage: In Österreich findet man an verschiedensten Stellen Kameras, die auch öffentliche Plätze filmen und so auch Sie aufnehmen können. Welche dieser Kameras stören (1) Sie, welche sind Ihrer Meinung nach grundsätzlich okay?



Telefonische CATI-Interviews, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 16 Jahren. Erhebungszeitraum: 1. – 3. Juni 2015, Ergebnisse in Prozent, n = 400

DER STANDARD

chen mit höherer Bildung und bei Freiheitlichen weitverbreitet. Und denken jene, die das Gefühl haben, dass sie selbst schon einmal Ziel einer Überwachungsaktion waren, anders über die Notwendigkeit von Überwachung? Das ist nicht der Fall: „Auch in diesem Personenkreis sagt jeder Vierte, dass es in Österreich zu wenig Überwachung gebe – die Ablehnung von Überwachung ist auch unter jenen, die glauben, Überwachungsopfer geworden zu sein, nicht besonders hoch“, stellt Pfarrhofer fest. Wobei Überwachung auch im Verständnis der Befragten unterschiedliche Dimensionen haben kann. So werden – wie die Grafik zeigt – Telefon-, Brief- und E-Mail-Überwachung von jeweils rund 60 Prozent abgelehnt (aber auch von jeweils rund 30 Prozent für „grundsätzlich okay“ befunden). Das Aufstellen von Kameras auf öffentlichen Plätzen befürworten zwei Drittel der Befragten – wobei nur private Kameras in Wohngebieten mehrheitliche Ablehnung finden. Auch das ist in der Grafik dokumentiert. Bei dieser Frage wird wiederum deutlich, dass Grün- und Neos-Wähler besonders kritisch sind, während die FPÖ-Wähler auch private Kameras in Wohngebieten mehrheitlich in Ordnung finden. **Geheimdienstk Kooperation** Weil im Zusammenhang mit NSA-Skandal und Wikileaks die Geheimdienste in Verruf geraten sind, ließ der STANDARD auch danach fragen. Dabei zeigt sich: 82 Prozent befürworten eine Zusammenarbeit mit Geheimdiensten anderer Länder, 57 Prozent würden zudem die heimischen Dienste ausbauen. Die Frage „Braucht Österreich einen Geheimdienst, der für Überwachung in Österreich eingesetzt wird, dabei aber auch Überwachung durch fremde Geheimdienste unterbindet, oder ist dies nicht nötig?“ beantworten allerdings nur 43 Prozent positiv. 30 Prozent halten das für unnötig, der Rest hat keine klare Meinung.

Wie und wo wir im Alltag überall überwacht werden oder selbst bewusst und unbewusst Datenspuren hinterlassen und wie wir der allgegenwärtigen Überwachung zumindest teilweise entkommen können



Sie sind überall: Eigentlich wollte Künstler James Bridle am 30. Oktober 2014 den mautpflichtigen Innenstadtbereich Londons, die „Congestion Charge Zone“, umwandern und jede Überwachungskamera fotografieren. Nach der Hälfte der Strecke, rund zehn Kilometern, hatte er 427 Kameras in seiner Kamera – wissend, dass er nur einen Bruchteil auch wirklich entdeckt hatte.

Von früh bis spät ausgespäht

Was unsere Datenspuren alles über unser Leben verraten können

Nina Weißensteiner

Die ersten Datenspuren hinterlassen die meisten schon vor dem Frühstück, wenn sie am Smartphone die Nachrichten „checken“ – und ihre Befindlichkeiten beim Kaffeehäferl womöglich auch noch auf Facebook „sharen“. Von morgens bis abends gibt der moderne Bürger an einem stinknormalen Tag „tausende digitale Einblicke“ in seine Privatsphäre, erklärt Andreas Krisch (45), Wirtschaftsinformatiker und Facebook-Verweigerer.

Der Mann muss es wissen. Er ist von den Grünen entsandt, der unabhängige Experte im Datenschutzrat, seine Initiative „AK Vorrat“ hat mit erfolgreichen Klagen das heimische Gesetz sowie die EU-Richtlinie zur Vorratsdatenspeicherung gekippt. Nur mehr im Waldviertel und in einsamen Bergregionen, also da, wo es keinen Handyempfang gibt, entkommt man hierzulande den riesigen Speichern, die Behörden, aber womöglich auch der eigene Arbeitgeber, diverse Geheimdienste und wissbegierige Datenhändler über uns angelegt haben.

Wildwuchs an Kameras

Wer in der Bundeshauptstadt seinen Weg mit den Offis antritt, über den wachen allein hier rund 6000 Kameraaugen. Bis zu 72 Stunden darf das Mitgefilmt nach dem Datenschutzgesetz gespeichert werden, bei einem Verbrechen in Bim, Bus oder U-Bahn das Material aber nur von wenigen, genau definierten Personen eingesehen werden.

Doch längst halten auch viele Einzelhandelsgeschäfte, die Sie betreten, draußen wie drinnen das Geschehen fest. Krisch spricht deshalb von einem „Wildwuchs an Kameras“ in den letzten Jahren.

Viele große Firmen setzen bei ihrem Schutz zudem auf elektronische Zutrittskontrollsysteme, sodass für sie theoretisch auch jedes Kommen und Gehen der Mitarbeiter auf die Minute genau nachvollziehbar wäre. Allerdings müssten sich diese Arbeitgeber bei derartigen Protokollen ins Datenverarbeitungsregister eintragen lassen, denn: Wer gegen diese Meldepflicht verstößt, für den werden bis zu 10.000 Euro fällig. Nur rund 15 bis 20 Prozent der Unternehmer, schätzt Krisch, machen aber zu derartigen Aufzeichnungen korrekte Angaben.

Zu den Betriebsvereinbarungspflichten gehört es wiederum, alle Beschäftigten über gestattete und unerwünschte Benutzung von Telefon, Internet, E-Mail am Arbeitsplatz aufzuklären. Vor allem in kleineren Betrieben, meint der Experte, ist bei Auffälligkeiten eines Mitarbeiters rasch dessen Account geknackt – „eine E-Mail ist damit so transparent wie jede Postkarte“. Dasselbe gilt freilich für das tagtägliche Surfverhalten.

Wer uns aber ständig ausspäht, wenn wir uns im World Wide Web herumtreiben, sind jene, die rege mit Daten handeln. Sie registrieren alles, was wir jemals an Persönlichem auf Amazon, Ebay & Co preisgegeben haben. Das führt auch dazu, dass wir beim Ansurfen diverser Webseiten gleich die für uns passende Werbung für Bücher, Kleidung, Flüge mitserviert bekommen. Eine Studie des US-Senats aus dem Jahr 2013 kam zu dem Schluss, dass die „Data Broker“ mittlerweile von rund 700 Millionen Konsumenten „75.000 Attribute pro Nase“ angesammelt haben, wie es Krisch ausdrückt.

Nicht jedem gefällt das

Allein was Facebook-Fans alles „liken“, lässt untrügliche Rückschlüsse über ihre persönlichen Vorlieben, ihre politische Einstellung und ihre sexuelle Orientierung zu. „Das Problem ist, dass man dabei rasch in eine Schubladengestecke werden kann, wenn diese Daten an Falsche geraten“, sagt der Fachmann.

Eine Befragung unter 60.000 Freiwilligen auf der sozialen Plattform ergab, dass man mit hoher Wahrscheinlichkeit feststellen könne, ob die Eltern eines Users bis zu dessen 21. Geburtstag noch ein Paar waren. Die dahintersteckende These, die untermauert worden sein soll: dass Scheidungskinder wegen ihres höheren Harmoniebedürfnisses häufiger den „Gefällt mir“-Button drücken als andere.

Auch die angeblich so vielen Vorteile verschaffende Kundenkarten bei Lebensmitteln, Bau- und Drogeriemärkten, die nach Dienstschluss gern angesteuert werden, eignen sich hervorragend als Speicherkarte für das Kundenverhalten. Wohl am längsten haben bisher aber die Banken all unsere Daten und Transaktionen parat – bis zu dreißig Jahre beträgt die für sie erlaubte Speicherfrist. Krisch: „Und wer in Wien auf der falschen Seite des Gürtels wohnt, hat wegen seiner Adresse mitunter keine Chance auf einen Kredit.“

Fabian Schmid

Jene Männer, die in den vergangenen Jahrzehnten wohl am meisten zum Schutz der Privatsphäre beigetragen haben, könnten ungleicher nicht sein.

Da wäre einerseits Phil Zimmermann: ein 61-jähriger Friedensaktivist, Informatiker und Geschäftsmann, der nie um einen Scherz verlegen ist. „Seid vorsichtig, was ihr jetzt sagt“, witzelte der US-Amerikaner unlängst in Wien, als bei einer Podiumsdiskussion die Teilnehmer verkabelt wurden. Die Universität Wien hatte aus Anlass von 25 Jahren Internet in Österreich zu einer Debatte über Privatsphäre geladen, die Zimmermann mit seiner Präsenz dominierte – und dabei gegen Geheimdienste und datenhungrige Konzerne austeilte.

Der andere Teil des ungleichen Duos lebt zurückgezogen in Düsseldorf und sieht laut *fax* aus „wie ein deutscher Familienvater: kleiner Bauchansatz, Jeans, Hemd, kein bisschen modisch“. Doch Werner Koch gilt als jener Entwickler, der mit dem Verschlüsselungsstandard GnuPG sogar die mächtige NSA vor große Probleme stellt. Das hatten Filmemacherin Laura Poitras und Aktivist Jacob Appelbaum Anfang 2015 anhand von Snowden-Dokumenten enthüllt. Bei einer Rede beim Hacker-

kongress 31C3 in Hamburg dankten sie sich öffentlich bei Koch, der im Publikum anwesend war. Die restlichen Zuhörer – über tausend an der Zahl – erhoben sich, um Koch mit Standing Ovationen ihren Respekt zu zeigen.

Vom Kalten zum Krypto-Krieg

Den Anfang machte jedoch Zimmermann. 1991 schuf er die Verschlüsselungssoftware „Pretty Good Privacy“, die unter der Abkürzung PGP berühmt wurde. Zimmermann war somit der erste Informatiker, der ein kryptografisches Verfahren für Normalverbraucher zugänglich machte. Zuvor hatte sich Zimmermann als Friedensaktivist einen Namen gemacht. In den 1980ern war er in der Anti-Atom-Bewegung aktiv, demonstrierte gegen

die nuklearen Drohgebärden der Supermächte USA und Sowjetunion. Nach dem Ende des Kalten Krieges überlegte Zimmermann, welche Entwicklungen nun die Bürgerrechte bedrohen könnten.

Fündig wurde er beim Thema Überwachung. Die Infrastruktur des Internets wurde gerade ausgebaut, erstmals hatten auch Privatpersonen Zugang zum WWW. Zimmermann war klar, dass Behörden jederzeit E-Mails abfangen und lesen konnten. Deshalb mussten diese verschlüsselt werden. Das Wundermittel dafür war eben PGP, das relativ einfach funktionierte: Jeder Nutzer hat einen öffentlichen Schlüssel, der ihn eindeutig identifiziert. Der Absender verschlüsselt die Nachricht nun für den öffentlichen Schlüssel. Um die E-Mail dann zu lesen, muss der Empfänger den dazu passenden privaten Schlüssel einsetzen, der passwortgeschützt ist.

Fangen Behörden die Nachricht ab, sehen sie nur eine wirre Kette an Ziffern und Buchstaben. Sie müssen nun den Verschlüsselungsalgorithmus knacken oder sich den privaten Schlüssel des Empfängers besorgen. Im militärischen Bereich waren solche Vorsichtsmaßnahmen schon lange Usus – was übrigens zur Entwicklung des Computers geführt hatte: Denn Alan Turing hatte in den 1940ern vom britischen Geheimdienst die Aufgabe erhalten, den Verschlüsselungscodes der Nazis zu knacken. Das war nur mittels neuer Rechenmaschinen möglich.

Aufgrund dieser militärischen Logik nahmen dann auch US-Behörden die Fährte von Zimmermann auf: Er durfte den Pro-



grammcode von PGP nicht exportieren, da es sich um ein Rüstungsgut handle, beschied ihm das FBI. Zimmermann trickte die Behörden aus, indem er den Code als Buch herausbrachte.

1997 wurde PGP dann vom Antivirenhersteller McAfee gekauft. Ein Schritt, den unter anderem Werner Koch heftig kritisierte. Er warf Zimmermann wiederholt vor, Freie Software nicht verstanden zu haben und mit dem Verkauf von PGP dessen Sicherheit zu haben. Deshalb machte sich Koch daran, eine offene Alternative zum jetzt in der Konzernwelt beherrschten PGP zu schaffen.

Spenden für Privatsphäre

Eine Aufgabe, die ihn nicht mehr losließ: Seit 1997 widmet Koch den Großteil seiner Zeit GnuPG. Mehr als 16 Jahre war er auf Spenden angewiesen. „Anfang 2013 hatte ich fest geplant, die Sache aufzugeben, nach den Snowden-Enthüllungen im Juni konnte ich das aber nicht mehr machen.“

Durch das große Lob von Poitras, Snowden und Co konnte Koch nun genug Geld auf die Beine stellen, um GnuPG sorgenfrei weiterentwickeln zu können. Zimmermann hat indes eine neue Firma namens Silent Circle, mit der er abhörsichere Telefonate ermöglichen will. Die Pioniere der Verschlüsselung: Sie kämpfen weiter für unsere Privatsphäre.

Interview mit Werner Koch auf derStandard.at/Web



Verschlüsselungspioniere Phil Zimmermann (li.) und Werner Koch. Fotos: picturedesk.com / Schönherr, GnuPG

Die Beschützer des Postgeheimnisses

Phil Zimmermann und Werner Koch haben mit PGP und GnuPG die zwei wichtigsten Verschlüsselungsstandards entwickelt – und früher heftig miteinander gestritten.

Abtauchen ins Darknet

Anonymisieren und verschlüsseln: Wie man der Netzüberwachung entrinnt

Alois Pumhösel

Wie entkommt man den Überwachern? Wie kann man sich im Internet bewegen und dennoch sicher sein, dass die Privatsphäre geschützt ist; dass NSA & Co nicht mitlesen, Unternehmen die Verbindungsdaten nicht zu Marketingzwecken verwenden oder Hacker nicht private Dateien durchstöbern? Selbst für Markus Kammerstetter vom Secure Systems Lab am Institut für Rechnergestützte Automation der TU Wien ist das „in der Tat sehr schwierig“. Der IT-Experte hat mit seinem Team bereits zweimal den internationalen ICTF-Hacker-Wettbewerb der Universität Santa Barbara in Kalifornien gewonnen, wo die Teilnehmerteams beispielsweise Server gegen Angreifer verteidigen müssen.

Vorweg: Das Smartphone sollte man besser wegwerfen. Benutzer haben hier kaum eine Möglichkeit, der potenziellen Überwachung entgegenzutreten. Apps versenden zum Teil ungefragt persönliche Informationen und GPS-Ortsdaten. Netzbetreiber können jederzeit eruieren, an welcher Mobilfunk-Basisstationen sich ein Gerät anmeldet. „Aus Datenschutzsicht ist das Smartphone die schlechteste Wahl“, sagt Kammerstetter. Spezielle Krypto-Handys zur sicheren mobilen Kommunikation, wie sie von Politikern oder Wirtschaftsbossen verwendet werden, kosten ein Vielfaches üblicher Smartphones.

Aber auch bei PCs, die mit dem Web verbunden sind, ist es recht aufwendig, ungetriebene Beobach-

ter auszuschließen. Das wichtigste Werkzeug für die Anonymisierung der Datenströme ist das TOR-Netzwerk, das Teilnehmer über mehrere zufällig gewählte, oft wechselnde Server verbindet.

„Das ist zwar langsam, in Verbindung mit einem entsprechend angepassten Browser aber die beste Möglichkeit, um anonym zu bleiben“, so der Experte. Zusätzlich sollte man HTTPS-Verschlüsselung nutzen, die nicht nur die Vertraulichkeit, sondern auch die Authentizität der Daten garantiert. Für Mail-Clients empfehlen sich entsprechende Add-ons, die auf Phil Zimmermanns PGP-Software (siehe Artikel links) aufbauen, wobei sie aber von Absender und Empfänger verwendet werden müssen, um Schutz zu gewähren.

Zufluchtsort für Kriminelle

„Unverschlüsselt können die Daten sofort an Dritte gelangen“, so Kammerstetter. Allerdings bestünde auch bei TOR eine kleine Unsicherheit. Wenn der zufällig gewählte Austrittsserver, an dem die Daten das Anonymisierungsnetzwerk verlassen, beispielsweise von der NSA betrieben würde, könnten die Überwacher mitlesen. Der Versender könne aber dennoch nicht eruiert werden.

Benutzern des TOR-Netzwerks muss klar sein, dass man sich nicht in bester Gesellschaft befindet. Das „Darknet“ ist auch ein Ort krimineller Machenschaften, etwa dem Handel mit Drogen, Waffen oder Schadsoftware. Kürzlich konnte der Betreiber der Drogenplattform „Silk Road“ dingfest gemacht werden – allerdings nicht aufgrund einer Unsicherheit des

TOR-Netzwerks, erläutert Kammerstetter.

Eine Alternative zu TOR sind VPN-Dienste. Für ein paar Euro pro Monat wird Zugang zu einem Server irgendwo in der Welt geboten, der die Herkunft der Datenströme verschleiert. Oft sind die Unternehmen an Standorten wie Malaysia oder British Virgin Islands beheimatet. „VPN-Netzwerke bieten Schutz, solange die Anbieter nicht dazu gezwungen werden, die Kundendaten herauszugeben“, erklärt Kammerstetter. „Dieses Risiko macht sie weniger sicher als das TOR-Netzwerk.“

Kammerstetter rät zur Wahl von Open-Source-Software bei der Wahl der Security-Tools. „Man kann erwarten, dass keine versteckten Funktionen vorhanden sind, wenn der Programmcode offen verfügbar ist.“ Allerdings ist es für Laien oft nicht einfach, die komplexen Tools aufzusetzen. „Vieles spricht für fertige Softwarepakete, die von der Community zusammengestellt wurden.“ Mittlerweile gibt es auch Hardware-Projekte wie die „Freedom Box“, Mini-Server, die auf die Verwendung Privacy-orientierter Techniken optimiert werden.

Die Bemühungen um Sicherheit laufen aber ins Leere, wenn ein paar Grundregeln nicht eingehalten werden. Erhält ein Überwacher physischen Zugang zum Computer, etwa um mit einem Keylogger alle Eingaben inklusive Passwörtern aufzuzeichnen, helfen alle Anonymisierungstools nichts. Und die beste Verschlüsselung garantiert keine Privatsphäre, wenn man selbst im Netz sensible Daten nachtsam verbreitet.

Vom Leben im Überwachungsstaat und wie Firmen damit Geld machen



Foto: James Bridle

„#Rorschcam NYC“ ist eine Arbeit von James Bridle, für die er in spielerischer Form die vielen Videokameras des New Yorker Verkehrsamts nutzt, um aus ihnen – in Anlehnung an den Rorschachtest, ein psychodiagnostisches Testverfahren – psychedelisch wirkende New-York-Bilder zu schaffen. Einstiegsstelle mit Live-Kamera: rorschcam.com.

Wenn die Kohlroulade zum Foltermittel wird

Der Staat weiß, wen du liebst, was du isst und welche Musik du gerne hörst. Mario Röllig aus Berlin hat dies in der DDR erlebt – und auch, wie die Stasi dieses Wissen über sein Privatleben gegen ihn einsetzte.

Birgit Baumann aus Berlin

Seelenstriptease im Netz? Freizügige Fotos bei Facebook? Mario Röllig schaut ganz entsetzt. „Das würde ich niemals machen“, sagt der 48-jährige Berliner. Oft diskutiert er in Schulen über dieses Thema. Wenn er erzählt, wie es sich anfühlt, wenn der Staat alles Private über einen weiß, dann werden viele seiner Zuhörerinnen und Zuhörer mucksmäuschenstill und sehr nachdenklich.

Röllig hat es im Ostberlin der Achtzigerjahre am eigenen Leib erlebt. 1985 macht er in Budapest Urlaub und lernt dabei einen Mann aus Westberlin kennen. Die beiden beginnen eine Beziehung, zweimal pro Woche treffen sie sich in Ostberlin.

Die Ost-West-Liaison bleibt nicht unbemerkt, bald schon klopft die Stasi (Staatsicherheit) an Rölligs Tür. Sein Freund ist in Westberlin ein Wirtschaftspolitiker, es ist klar, was die Herren in den braunen Lederjacken wollen: Informationen über ihn und sein Umfeld.

Röllig weigert sich. „So bin ich von meinen Eltern nicht erzogen worden“, erinnert er sich im Gespräch mit dem STANDARD. „Bei uns gab es zwar keinen Widerstand gegen das System. Aber wir waren keine illoyalen Verräter.“ Zuerst gibt er sich unwissend. Was soll er da überhaupt berichten? Über das Berufliche wisse er nichts, und Privates sei wohl uninteressant. Die Antwort der beiden Stasi-Agenten hat sich Röllig bis heute gemerkt: „Was privat ist, überlassen Sie besser uns.“

Er merkt zum ersten Mal, dass der Staat viel über ihn weiß. „Sie wohnen doch noch zu Hause, in einem neun Quadratmeter kleinen Zimmer. Sie können sofort eine eigene Wohnung haben, wenn Sie kooperieren“, lautet der Vorschlag. Nein, sagt Röllig, mache ich nicht. Zwei Wochen später verliert er seinen gut be-

zahlten Job im Restaurant des Flughafen Berlin-Schönefeld und findet sich als Tellerwäscher im Selbstbedienungslokal eines Berliner S-Bahnhofes wieder.

Auch sonst wird das Leben nicht leichter. Die Stasi beobachtet ihn und seinen Freund permanent. „Am Anfang fand ich es ja noch lustig, sie abzuhängen. Aber bald war ich nur noch fertig“, sagt er. Immer auf der Hut sein, nie gegenüber Freunden und Kollegen zu viel preisgeben, Röllig hält es nicht durch.

1987 will er über Ungarn in den Westen fliehen, doch die Flucht misslingt. Der 19-Jährige landet im Ostberliner Gefängnis Hohenschönhausen. Isolationshaft, stundenlange Verhöre, grauenvolles „Essen“. Der Stasi-Mann, der ihn verhört, vertilgt genüsslich Kohlrouladen, Rölligs Lieblingsessen. Könnte Röllig auch haben, samt seinen Lieblingsplatten von Falco, wenn er auspackt. „Die wussten alles über mich und versuchten, es gegen mich zu verwenden“, erzählt er.

Einige Monate später wird er im Zuge einer Amnestie freigelassen, 1988 von Bonn aus freigekauft und kann ausreisen. Seine Stasi-Akte lässt sich Röllig erst 1997 ausheben. Sie ist 2000 Seiten dick, sogar Rölligs Vorlieben im Bett sind darin vermerkt. Er erinnert sich an ein Gefühl von „Ohnmacht und Hilflosigkeit“, als er liest, dass seine eigenen vier Wände gläsern waren.

Es wirkt bis heute nach. „Ich habe Schwierigkeiten, Privates preiszugeben“, sagt er. Auch das „Urvertrauen“ in den Staat sei beschädigt. Röllig lebt im Westteil von Berlin, in den Osten wollte er nach der Wende nicht mehr zurückkehren. Doch ein Gefühl wird er nie wieder ganz abstreifen können: dass man erpressbar wird, wenn persönliche Daten in die falschen Hände gelangen.



Mario Röllig wurde jahrelang von der Stasi überwacht.

Foto: B. Baumann

20 Cent statt digitaler Striptease auf Facebook

Viele Internetkonzerne verdienen damit, Daten ihrer Nutzer zu Geld zu machen. Die spielen bereitwillig mit – bislang. Doch eine Soziologin sorgt nun mit einem Angebot an Facebook für Aufsehen.

Fabian Schmid

Daten sind das neue Gold, und längst wird nicht mehr nur im Silicon Valley danach geschürft. Kaum ein moderner Konzern kann darauf verzichten, möglichst viele Informationen über seine Nutzer zu sammeln und diese für eine Vielzahl an Zwecken zu verwenden. So hilft Big Data, Marktanalysen anzustellen – kein Wunder, dass Kundenkarten in Supermärkten und Drogerien schon seit Jahrzehnten Usus sind. Auch in der Politik wird mit Datenmassen hantiert. Dort heißt die Ware halt Wählerstimmen – man denke etwa an die Wahlkämpfe von US-Präsident Barack Obama, die Online-Kampagnen neu definierten. Andere Firmen versuchen, ihre Produkte mithilfe der Nutzer automatisiert zu verbessern. Ein Vorgang, der als „Machine Learning“ bezeichnet wird und etwa von Microsoft genutzt wird: Dessen Sprach- und Videomessenger Skype ist nun in der

Lage, in Echtzeit Gespräche zu übersetzen. Das funktioniert aber noch nicht reibungslos, weshalb eine Testphase eingeleitet wurde. Nutzer können den Service gratis verwenden, solange ihre Gespräche anonymisiert aufgezeichnet und analysiert werden dürfen. So will es Microsoft schaffen, möglichst viele Redewendungen und lokale Dialekte aufzuschnappen.

Von Badehosen verfolgt

Den Löwenanteil unter den Big-Data-Anwendungen hält aber die Werbebranche. Zwei der wichtigsten Player der Internetbranche haben ihr gesamtes Erlösmodell darauf ausgerichtet: Google und Facebook verdienen daran, über ihre Nutzer möglichst treffsichere Profile zu erstellen. Die werden anschließend genutzt, um Werbeanzeigen präzise auf Individuen zuzuschneiden. Wer kennt das nicht: Auf Google sucht man nach einem bestimmten Pro-

dukt, beispielsweise einer Badehose. Minuten später ist man auf anderen Webseiten unterwegs – und wird kurioserweise mit Werbungen von Badehosen bombardiert.

Die Verfolgung im Netz erfolgt meist durch sogenannte Cookies, die sich an die Fersen des Konsumenten heften. Der IT-Manager Gary Kovacs sorgte mit diesem Thema 2012 für Furore: Bei einem Experiment stellte er fest, nach nur einem Tag am Computer von 150 verschiedenen Webseiten verfolgt zu werden – und die meisten Services waren ihm nicht einmal bekannt.

Politik wacht langsam auf

Mit langjähriger Verspätung beginnt sich nun aber die Politik für die Sammelwut der IT-Konzerne zu interessieren. Die Reform der EU-Datenschutzrichtlinie geht gerade in ihre finale Phase, die derzeit gültige Fassung stammt noch von 1995. Also aus der Ära vor Google, Facebook und Co. Die EU-Kommission rückt die Zustimmung der Nutzer zum Datensammeln in den Vordergrund. Außerdem soll es Menschen erleichtert werden, ihre Daten zu einem konkurrierenden Angebot mitzunehmen. Spielen IT-Konzerne nicht mit, blühen ihnen künftig Strafen in Milliardenhöhe. Natürlich spielt auch für EU-Bürger die US-Politik eine große Rolle, da die meisten Internetkonzerne ja aus den USA stammen. Der österreichische Aktivist Max Schrems kämpft etwa an mehreren Fronten gegen illegitime Datensammlung von Facebook.

Für Aufsehen sorgte indes jüngst die US-amerikanische Soziologin Zeynep Tufekci. Sie will eine Alternative zum gängigen Modell, bei dem Menschen für kostenfreie Nutzung von Diensten mit persönlichen Daten bezahlen. „Lieber Mark Zuckerberg, lass mich 20 Cent für meine Facebook-Nutzung bezahlen“, schrieb Tufekci unlängst in der *New York Times*. Im Gegenzug für den Betrag sollte Facebook ihr zugestehen, nicht länger überwacht zu werden. Ein moralisches Angebot, das sich für Facebook aufgrund der Nutzerzahlen rentieren könnte.



Carlsen verliert!

Das Turnier von Stavanger zeigt ein neues Gesicht des Weltmeisters. Von ruf & ehn

Am 23. März 1924 wusste die *New York Times* auf der Titelseite von einer Sensation zu berichten: „Capablanca verliert“. Großmeister Richard Réti hatten beim Turnier von New York einen legendären Sieg über den Weltmeister errungen. Die Geschichte war aber nicht der Sieg Rétis, sondern die Niederlage Capablancas: Capa hatte im letzten Dezenium nur ein einziges Mal verloren. Ein Buchprojekt mit dem Arbeitstitel *Capablanca verliert!* scheiterte kurz danach mangels Materials. Biografen registrieren bei 675 aufgezeichneten Partien von 1909 bis 1939 tatsächlich nur 34 Niederlagen des Kubaners.

Aus ähnlichen Gründen wird wohl das Turnier von Stavanger (Norwegen) in die Schachgeschichte eingehen. In den ersten vier Runden verlor Magnus Carlsen drei Partien, ein einmaliger, bizarr anmutender Vorgang. Erst danach fing sich der Weltmeister ein wenig, die Welt rätselte: Ist Carlsen krank, verliebt, gelangweilt? Oder, wie wir meinen, einfach ein Mensch? Urteilen Sie selbst:



Bizarr menschlich: Weltmeister Carlsen verliert im kühlen Stavanger drei Partien in vier Runden!

Carlsen – Topalow
Stavanger 2015

Nachdem Carlsen den Bulgaren in einer langen Partie überspielt hatte, schien endlich die Zeit der Ernte gekommen zu sein, doch Carlsen überschreitet die Zeit! Er hatte irrtümlich geglaubt, nach

dem 60. Zug noch zusätzlich 15 Minuten zu erhalten. In Wirklichkeit hatte er nur noch wenige Sekunden seiner Bonuszeit und ließ sie ablaufen. Weiß kann in dieser Stellung den König mit Schachs in eine Verluststellung manövrieren: **61.Lc4 + Ke8 62.Lb5 + Kf7 63.Df5 + Kg7 64.Dd7 + Kh6 65.Dd8 + Kh7 66.De7 + Kh6 67.Df6 + Kh7 68.Ld3 + Kg8 69.Lc4 + Kh7 70.Df7 + Kh6 71.Df8 + Kg5 72.Dg7 + Kf5 73.g4 +** Der König muss jetzt ins Freie. **73... Ke4 74.Dg6 + Ke5** Nach d4 darf der König nicht wegen Db6 + . **75.De6 + Kd4 76.Db6 +** und jetzt wäre es um Schwarz geschehen, so jedoch 0–1

Caruana – Carlsen
Stavanger 2015

Nach diesem Missgeschick geriet Carlsen in der zweiten Runde in einer Berliner Mauer gegen einen perfekt vorbereiteten Fabiano Caruana an den Rand des Abgrunds. **22.La3!** Ein tief berechneter Zug. **22... Se6?**

Ein schrecklicher Fehler! Carlsen musste sich mit **22... b6** bescheiden. **23.Sxe6 Lxa3** Denn **23... fxe6** führt nach **24.Le7!** zu größeren materiellen Einbußen, z. B. **24... b6 25.Td8 + Kb7 26.Lxf8 exf5 27.e6. 24.Sexg7 Lf8** Nun scheint der Sg7 keinen guten Rückzug zu haben, jedoch: **25.e6! Lxf5** Denn **25... fxe6 26.Sxe6** droht matt auf d8, sodass Schwarz keine Zeit findet, den Sf5 zu nehmen. **26.Sxf5 fxe6 27.Sg3** Zwischenbilanz: Trotz materieller Ausgeglichenheit ist Schwarz verloren – Weiß hat die Bauernmehrheit am Königsflügel, der Springer ist stärker als der Läufer und schließlich ist der Be6 sehr schwach. Caruana nützt diese Vorteile in der Folge vorbildlich. **27... Le7 28.Kg2 Tf8 29.Td3 Tf7 30.Sh5 Ld6 31.Tf3 Th7 32.Te3 Te7 33.f4!** Fixiert die Schwäche e6 und bereitet den weiteren Vormarsch am Königsflügel vor. **33... La3 34.Kf3 Lb2 35.Te2 Lc3 36.g5 Kd7 37.Kg4 Te8 38.Sg3 Th8 39.h4** Schritt für Schritt arbeitet sich Weiß nach vorn. **39... b6 40.h5 c5 41.g6** Ein furchtbarer gedeckter Freibauer erscheint auf g6 – Zeit aufzugeben. **41... Te8 42.f5 exf5 + 43.Kf4 Th8 44.Sxf5 Lf6 45.Tg2** 1–0 wegen **46.g7** neben Tg6. **45... Lg5 +** scheitert einfach an **46.Txg5**.

Anand – Carlsen
Stavanger 2015

41... Dg6 42.Dxg6 Txg6 43.Se7 Kg7 Resignation, doch auch **43... Th6 44.Tf8 + Kg7 45.Tc8! Kf7 46.Sf5 Tg6 47.Sxd6 + Txd6 48.Txc5** ist verloren. **44.Sxg6 Kxg6 45.Tf8 a4** Oder **45... Sxe4 46.Ta8 Sxc3 47.Txa5** und der a-Bauer läuft. **46.c4 h5 47.Kf2** Und 1-0 wegen **47... Sxe4 + 48.Ke3 Sc5 49.Td8 Sd7 50.Td7**.

Ganz leicht 2336

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Ganz schön 2337

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Ganz schön schwer 2338

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Lösungen:

2335 (Vorwoche): 1.Dc6 +!! Kf5 Oder 1... Ke7 2.Dd6 + Ke8 3.Dd8 matt. **2.Sb3 Lxb3 4.Dc5** matt. **3.Df3 +** 3.Dxd5 + Kf6 4.Dc5 matt. **4.Df7** matt (friedrich köhnlein, Süddeutsche Schachblätter 1907).

2336: 1.Sc8! Kc6 Oder 1... Sc6 matt (Sam Loyd 1859).

2.Sb6 matt bzw. 1... b5/d6/b6/Sa6 2.Se7 matt. **2.Dc4** **2337: 1.Ka4! Lc6** Oder 1... Sc6 matt (Sam Loyd 1859).

2.Db5 + Ke4 3.Sg5 matt bzw. 1... Sxf5 + Kc6 3.Kc5 b5b5 matt. Oder 1... c6 2.Dd3 + Kc5 3.Dd4 matt und 1... c5 2.Dh1 + Kc4 **2.Kb4 Lb5 3.Dh1** matt (Rafael Korman, Československý šach 1930).

STANDARDRÄTSEL derStandard.at/Raetsel

Nr. 8010 © phoenixen; www.phoenixen.at

Waagrecht: 7 Ob das bewährte Unternehmen seinen Sitz in Schoenbrunn hat? Siehe oben! 8 Weitergehen oder fortbestehen, wahr weiß das schon 9 Keine Termine mehr? Ob bei der Angabeneignung wer laut Danke sagt? 10 Ermittelt sie verdeckt im Gras versteckt, sagen wir laut Gracias? 12 Maus beim Makler: „Ich zahl nicht meinen halben Lohn, / damit ich dieses Loch –!“ 13 Als ich im Obskurort aus dem Finster schaute, empfand ich Schwarzen 15 „Aus den Federn“, tönt der Schrei bei Namensnennung im Wartezimmer 17 Wehe, wenn Einschüchtern in Aussicht gestellt wird 18 Stehts eigen um(!) sie, zählt Einsagen zu ihrer Spionagenda 20 Durch die Bank keine Kontoinformation – die Lösung wird nicht verraten 22 Nu, Fleiss könnte nicht schaden, wenn du damit bestimmend wirken willst 23 Tarnmantel zum Spottpreis erworben: „Den Spion, den ich entdeck, / ich wegen seines Trenchcoats –“

Senkrecht: 1 So herrscht derzeit keine Öffnungszeit, drum komm ich schlechthin (1–2 Wörter) 2 Zur Genüge zu Ohren gekommen? Im Überwachtzimmer wird der

ganze Mikro-Kosmos aufgezeichnet? 3 Wenn dir Codes Knack-Wurst sind, kannst du in der Insecurity-Branche tätig werden 4 Betreibt der 11 senkrecht nämlich gern Wintersport mit dem Snowdenboard? 5 Hier ist eine schneidige Verwegenheitslösung gefragt 6 Sagenhaft, wie mir bei der Hairreprise die Haare zu Berge(!) standen 11 Er wird auch auskünftige eine zutragende Rolle spielen 14 Man fasse Schwer 5-senkrecht und lege sich bei der Darbietung von „Melancholie“ so ins Zeug 16 Per EU-Software erfasst: Wer nascht schon vor dem Geburtstag am Mutterkuchen? 17 Nach den Nachrichten spioniert dabei, wer Schicht hat 19 Ab ... damals konnte das Pferd nicht vorpreschen 21 Immer wieder sagen wir: danke: vielmals

Rätselaufklärung Nr. 8009 vom 26. Juni 2015:
W: 1 AMBRAS 4 SAGE 7 NOTIZEN 8 GAUL 9 BERGUNG 12 KNICK 14 FEINSCHLIFF 15 STUTE 16 FORDERN 19 OEKONOM 20 SMITH 21 KLIO 22 MARINA
S: 2 MANTELFUTTER 3 ADIEU 4 SINN 5 GEGENWIND 6 DURCHFORSTEN 10 GEISTVOLL 11 NASS 13 THEO 17 RASTA 18 SOLO

SUDOKU derStandard.at/Sudoku

Nr. 3138a normal (extrem schwierig)

Nr. 3138b Squiggly (schwierig)

Auflösung Sudoku Nr. 3137a

3	1	4	8	2	9	5	7	6
5	7	6	4	1	3	2	9	8
9	8	2	5	7	6	3	1	4
8	2	5	1	9	4	7	6	3
4	3	7	2	6	8	1	5	9
1	6	9	3	5	7	8	4	2
2	4	1	9	3	5	6	8	7
7	9	3	6	8	1	4	2	5
6	5	8	7	4	2	9	3	1

Auflösung Sudoku Nr. 3137b

6	3	9	8	7	1	2	5	4
1	7	2	5	4	8	6	9	3
4	8	5	9	3	6	1	2	7
7	2	4	1	8	3	9	6	5
2	5	8	6	9	7	4	3	1
9	6	3	4	5	2	7	1	8
8	1	7	3	6	9	5	4	2
3	4	6	2	1	5	8	7	9
5	9	1	7	2	4	3	8	6

Wie Fußballfans in Österreich jede Woche überwacht werden

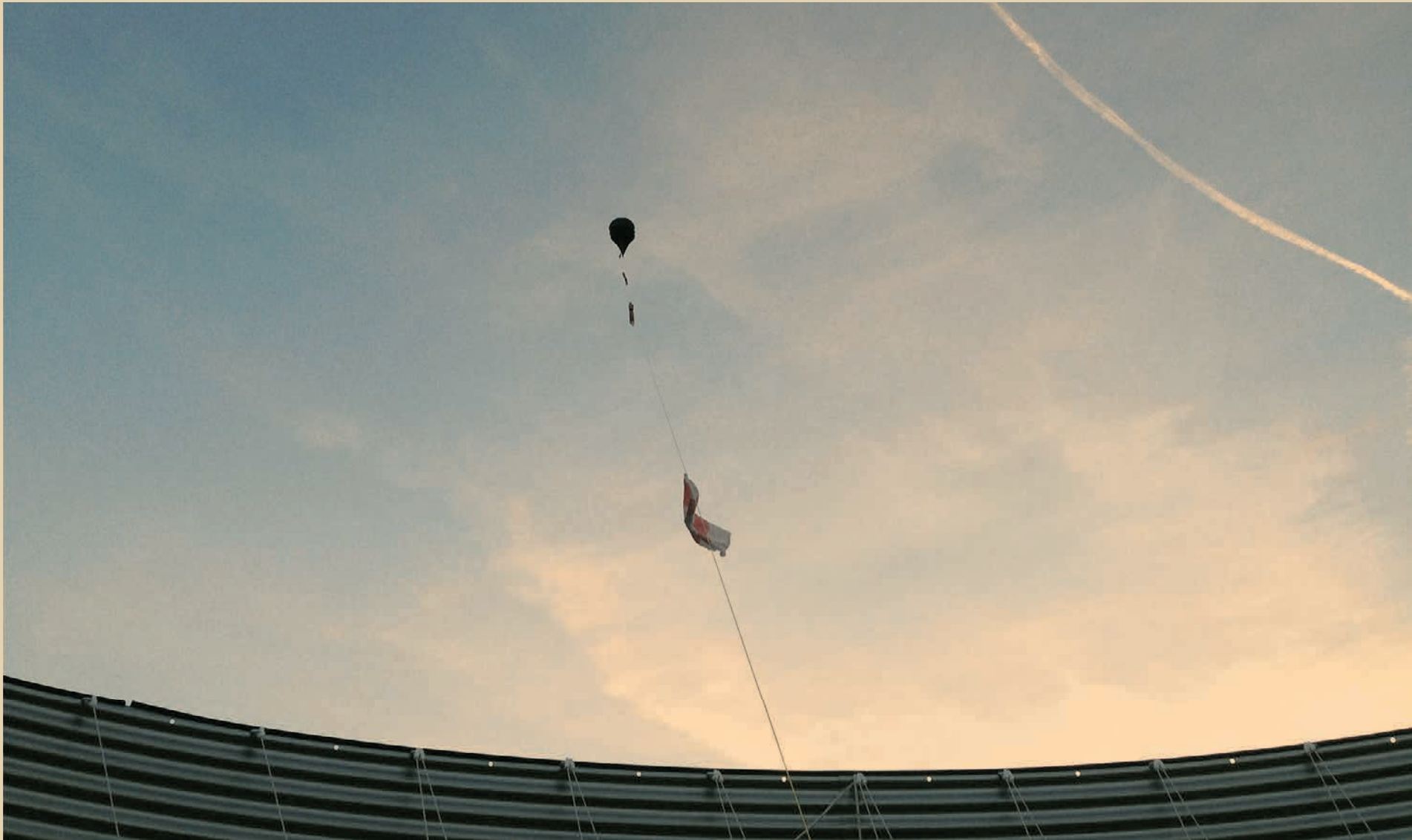


Foto: James Bridle

„The Right To Flight“ oder Überwachung und Utopie in einem: Im Sommer 2014 schickte der Künstler James Bridle von Peckham im Süden Londons aus einen mit Kameras und weiterer Technologie ausgerüsteten Ballon in die Luft – angelehnt an den französischen Fotografen und Luftschiffer Nadar, der 1858 von einem Fesselballon aus die ersten Luftbilder machte und im Buch „Le droit au vol“ (1865) meinte, dass die Menschheit nicht nur das Recht, sondern nachgerade die Pflicht habe, den Himmel zu erobern.

Man soll nicht mit Steinen werfen

Die Überwachung rund um Österreichs Fußballstadien hat sich in den vergangenen Jahren stets verschärft. An den Spieltagen strömen Daten ins Netz der Justiz, der Vereine und der Bundesliga.

Andreas Hagenauer

Es wird fleißig gesammelt: Wenn sich an einem Spieltag der österreichischen Bundesliga die Fans rund um die Stadien tummeln, sammelt die Polizei Bildmaterial und Daten. In der Saison 2013/14 kam es bei 180 Spielen der Bundesliga zu 25 Festnahmen nach Verwaltungsstrafen und acht Verhaftungen nach Verstößen gegen das Strafgesetz. Verletzt wurden 39 Personen. Es geht schon deutlich wilder.

Die Straftaten bei Sportveranstaltungen, insbesondere beim Fußball, sind breit gefächert: Zwischen dem Ignorieren einer roten Ampel und einem handfesten Wickel kommt so ziemlich alles vor. „Welche Gesetzesübertretungen vorkommen, ändert sich jedes Jahr aufs Neue“, sagt Michael Lepuschitz, Polizeichef von Wien-Favoriten: „Muster ist keines erkennbar. Einmal nehmen die Körperverletzungen zu, dann wieder die Sachbeschädigungen.“ Lepuschitz ist für die Spiele der Wiener Austria verantwortlich.

Früher ging es bei österreichischen Spielen anarchischer zu. Arno Schweiger (*Name geändert*), 32, Aktivist bei der Rechtshilfe Rapid und regelmäßiger Stadionbesucher, sagt, früher sei bei Spielen mehr passiert. Auch der Sturm-Graz-Fan Ernst Bauer (*Name geändert*) fühlt sich sicher: „Ich gehe mit meiner Frau ins Stadion. Es ist laut, aber Angst haben wir nie.“

Dankbar überwachbar
Die Gesetzeslage hat sich verschärft. Die Novellen zum Sicherheitspolizeigesetz 2006 und 2008 brachten neue Handhabungen. Die Polizei darf seither bei be-

fürchteten Ausschreitungen rund um Sportveranstaltungen Sicherheitsbereiche festlegen, in denen potenzielle Gewalttäter des Platzes verwiesen werden können. Zusätzlich filmt die Exekutive seither selbst. Und der Zugang zu privatem Videomaterial, etwa der Stadionüberwachung, wurde erleichtert. Überhaupt wurde näher zusammengerückt: Bundesliga, Vereine und Polizei kooperierten enger.

Für die Europameisterschaft 2008 wurde eine Hooligan-Datenbank eingerichtet, die Infos von Gewalttätern können seither auch weitergegeben werden. Mehr Haus- und Stadionverbote wurden verhängt.

„Der Fußballfan ist in der Gruppe dankbar zu überwachen“, sagt Schweiger: „Die Polizei hat die Spieltermine und kann alles ziemlich genau abschätzen. Schwierig ist das nicht.“ Bei den Anhängern hat man sich an den großen Bruder längst gewöhnt. Es kommt sogar vor, dass Fanpolizisten bei Fanklubfeierlichkeiten auftauchen.

Am Spieltag selbst kommt der Überwachungsapparat fast herkömmlich daher: Neben Videoaufnahmen setzt die Polizei laut Lepuschitz vor allem auf klassisches Geleitz. „Technische Hilfsmittel werden erst spät beigezogen.“ Sonst hält sich die Polizei an

„konventionelle Mittel“, setzt Fanpolizisten ein und versucht, Besucherströme zu kontrollieren und zu begleiten. „Wenn es im Stadion zu Streit kommt, haben wir dort Einsatzkräfte.“

Der Stadionbesucher taucht schon ins Scheinwerferlicht, reist er mit öffentlichen Verkehrsmitteln an, in denen videoüberwacht wird. Ein offensichtliches Kalkül.

Wie genau, hängt von Stadion und Spiel ab. Und auch die Fans wissen das: „Die Videoüberwachung ist sicher unterschiedlich. In Salzburg kann man davon ausgehen, dass alles gesehen wird, in Grödig oder Kärnten ist das sicher anders“, sagt Schweiger.

In Österreich ist es nicht notwendig, beim Kartenkauf für Fußballspiele die Identität preiszugeben. Ausnahmen sind Auswärtsspiele Rapids und einige Fantribünen. Die Einführung einer sogenannten Fankarte, also dass jeder Besucher zwingend seine Daten angeben muss, um ins Stadion zu gelangen, ist nicht geplant.

Fans und Gelegenheitsfans

Im Gegensatz zu einigen europäischen Ländern. In Italien wurde die „tessera del tifoso“ eingeführt, um Gewalttäter fernzuhalten und die Stadien wieder mit Familien zu füllen. Stattdessen blieben vor allem Gelegenheitsfans fern, und der Zuschauerschnitt der Serie A sank seit 2007 drastisch.

Schweiger warnt: „Fans, die alle Auswärtsspiele besuchen, sind es leider gewohnt, dass man mit ihren Daten jongliert. Aber wie kommt die Familie Huber dazu, dass sie sich alle registrieren las-

sen und dem Verein die Daten überliefern? Das steht in keinem Verhältnis.“

Personen, die rund um Fußballmatches durch Gewalt aufgefallen sind, winkt ein Eintrag in die Datei „Gewalttäter Sport“. Die Daten werden im Innenministerium verwaltet und stehen den Behörden bundesweit zur Verfügung. Dabei bleibt es nicht: „Wir geben die Daten an die Bundesliga weiter“, sagt Lepuschitz.

Als Ultima Ratio setzt es ein Stadionverbot. Derzeit sind in Österreich 55 Personen als Gewalttäter im Sport erfasst. In Deutschland, wo eine ähnliche zentrale Erfassung schon seit 20 Jahren existiert, reicht hingegen schon eine Ermittlung, um auf dem Karteikärtchen zu stehen. Die Datei umfasste im Sommer 2014 13.463 Personen.

„Es läuft nicht gut“

Der österreichische Sicherheitsapparat scheint gut zu laufen: Überwachung, Gesetz und Durchführung wirken ineinander schlüssig, bei der Polizei zeigt man sich aber selbstkritisch: „Es läuft nicht gut. Wenn die Bundesliga Geisterspiele verordnen muss, wenn ein permanenter Verstoß gegen das Pyrotechnikgesetz stattfindet und wenn man sich die Verhandlungen letztes Jahr ansieht, kann man von keinem Optimum sprechen.“

Beim Wiener Derby haben Rechtsextremisten ein linkes Zentrum angegriffen, da befinden wir uns schon in der Schwerekriminalität“, sagt Lepuschitz. Auch Schweiger ist unzufrieden: „Ungerechtfertigte Verurteilungen, die Verhängungen von U-Haft und die vielen Stadionverbote verheißten nichts Gutes.“ Das Vertrauen schwinde.

ZahlenLotto

1-90 Das andere Lotto

Ziehung vom 25. 6. 2015

Die Zahlen in gezogener Reihenfolge:

64

2

56

37

14

ToiToiToi

GLAUB ANS GLÜCK.

Ziehung vom 25. 6. 2015

6

5

9

1

6

Angaben ohne Gewähr

Wie Geheimdienste agieren und wie zunehmend neue Player im geheimen Geschäft mitmischen

„Der BND beansprucht Hausrecht in Wien“

Geheimdienstexperte **Erich Schmidt-Eenboom** gilt als ausgewiesener Kenner des deutschen BND, den er als „großen Bruder“ der heimischen Dienste bezeichnet – die er trotzdem gemeinsam mit der NSA überwacht.

Interview: Markus Sulzbacher

STANDARD: Der deutsche Bundesnachrichtendienst (BND) hat in den vergangenen Wochen in Österreich für Schlagzeilen gesorgt. Im Auftrag der US-amerikanischen National Security Agency (NSA) sollen Leitungen der Telekom Austria abgehört und Behörden gezielt ausspioniert worden sein. Welche Ziele hatte man im Visier?

Schmidt-Eenboom: Die Amerikaner und die Deutschen haben von der Lauschstation im bayerischen Bad Aibling aus österreichische Sicherheitsbehörden angezapft. Auch wenn diese über enge und gute Kontakte zu beiden Nachrichtendiensten verfügen, geben diese ja nicht alle ihre Geheimnisse preis. Daher haben die Amerikaner den österreichischen Verfassungsschutz ausspioniert, und der BND hat dabei assistiert. Der BND wäre ein schlechter Nachrichtendienst, wenn er nicht auch diese Erkenntnisse für sich nutzt.

STANDARD: An welchen Informationen war man da interessiert?

Schmidt-Eenboom: Etwa an Informationen über ausländische Geheimdienste. Dieses Wissen ist natürlich für den BND und die NSA sehr wertvoll.

STANDARD: BND und NSA überwachen den österreichischen Verfassungsschutz. Also Spionage unter Freunden.

Schmidt-Eenboom: Das ist aus deutscher Sicht nicht rechtswidrig. Der BND hat den Auftrag zur Auslandsaufklärung, insofern darf er Österreich ausspionieren. Es gab aber durchaus Stimmen im BND, die vor bündnispolitischen Verwerfungen warnten. Das zielt in erster Linie natürlich auf das Verhältnis mit Frankreich, das auf der deutsch-amerikanischen Selektorenliste mit vielen, vielen Zielobjekten vertreten ist.

STANDARD: Der BND macht wohl nicht nur Handlangerdienste für US-Dienste in Österreich.

Schmidt-Eenboom: Mit Agenten ist der BND in Österreich seit den 1980er- und 1990er-Jahren nicht mehr gegen österreichische Interessen aktiv, aber sehr wohl gegen Diplomaten und andere Spione. In Wien operiert er ohne jede Kenntnis durch die österreichischen Nachrichtendienste. Er beansprucht da so etwas wie ein nachrichtendienstliches Hausrecht – der BND würde sich so etwas in Washington nie trauen.

STANDARD: Gleichzeitig spionieren US-Dienste den BND aus.

Schmidt-Eenboom: Es ist üblich, dass sich Partner untereinander nicht nur politisch und wirtschaftlich ausspähen, sondern auch in dem Sektor Gegenspionage in den befreundeten Dienst einschleichen. Wir hatten in Deutschland den Fall, das ein CIA-Agent im BND aufgefliegen ist.

STANDARD: Hat der BND ein besseres Verhältnis zur NSA als zu den österreichischen Geheimdiensten?

Schmidt-Eenboom: Im Prinzip verhält sich der BND gegenüber den österreichischen Diensten genauso wie die US-Dienste gegenüber



Auf der Königswarte nahe Hainburg lauscht Österreichs Heeresnachrichtenamt – mit Unterstützung von NSA und BND.

Foto: sum

dem BND. Das ist die Rolle des großen Bruders. Ganz massiv versuchte er ab 1953 so etwas wie das Patronat über die österreichischen Nachrichtendienste zu bekommen. Da gab es immer zwei Wege: Einmal eine offizielle oder halb-offizielle Kooperation, und zum anderen wurden sogar österreichische Beamte bestochen, damit die für den BND arbeiten.



Publizist Erich Schmidt-Eenboom geriet nach Recherchen selbst ins Visier des BND.

Foto: Schmidt-Eenboom

STANDARD: 1953 hieß der BND noch Organisation Gehlen, benannt nach seinem ersten Chef Reinhard Gehlen, der für die NS-Wehrmacht „Fremde Heere Ost“ auskundschaftete. Mit wem unterhielt Gehlen in Österreich gute Kontakte?

Schmidt-Eenboom: Hier muss man Karl Lütgendorf ins Auge fassen. Er gehörte zur sogenannten Bole-Gruppe, also jenen acht Geheimdienstlern des NS-Regimes, die nach Kriegsende für ein Jahr in die USA gebracht und ausgebildet wurden. Die anderen sieben, an der Spitze Reinhard Gehlen, kamen zurück und bauten die Organisation Gehlen und den BND in Deutschland auf. Der achte Mann im Boot war Lütgendorf, der nach seiner Rückkehr den Bundesheer-vorläufer B-Gendarmarie mit aufbaute und von 1971 bis 1977 Verteidigungsminister war. Der steht als Beispiel dafür, welche engen personellen Bindungen es gab.

STANDARD: Zwei Jahre Snowden-Enthüllungen: Haben die irgendwelche Auswirkungen auf die Arbeit der Geheimdienste gehabt?

Schmidt-Eenboom: Die Nachrichtendienste schreien zwar Alarm und behaupten, die Bekämpfung

des internationalen Terrorismus sei ungemein schwieriger geworden. Allerdings konnte man bisher keine größere Bedrohungslage verzeichnen. Islamisten haben zwar ihr Kommunikationsverhalten verändert, allerdings können sie weiterhin überwacht werden. Insgesamt ist diese Aufregung ein Werfen von Nebelkerzen. Man versucht so, von den anderen Aufklärungsaufträgen, also der politischen und wirtschaftlichen Spionage, auch gegen Freunde, abzulenken.

STANDARD: Kann man in einer Demokratie Geheimdienste kontrollieren?

Schmidt-Eenboom: Man kann. Die Fach- und Dienstaufsicht der Regierung kann, wenn sie das will, eine sehr starke Kontrolle ausüben. So könnte sie zum Beispiel verlangen, dass der NSA-Verbindungsstab nicht in Bad Aibling sitzt, sondern nach Berlin übersiedelt. Dort könnte man ihn an die BND-Zentrale oder an das Bundeskanzleramt koppeln, dann hätte man wieder mehr administrative Kontrolle. Richtig schwierig ist es mit einer funktionierenden parlamentarischen Kontrolle. Die ist in Deutschland schwierig, wegen der Durchlässigkeit der Parlamentarier gegenüber Medien. So erleben wir immer wieder, dass Dinge aus Geheimgremien alsbald den Weg in deutsche Medien finden. In den USA, Großbritannien oder in Frankreich sind Abgeordnete viel mehr der Staatsräson verpflichtet.

ERICH SCHMIDT-EENBOOM (62) gilt als einer der renommiertesten deutschen Geheimdienstexperten. Er ist Autor, Leiter des Forschungsinstituts für Friedenspolitik und wurde ab 1993 selbst vom deutschen Bundesnachrichtendienst (BND) observiert.

Mehr privat, weniger Staat gilt auch für Spione

Konzerne agieren als Zulieferer, setzen auf Privatagenten

Bald will Gerald Karner mit seiner Aventus GmbH umziehen. Einen Vorteil des alten Büros wird der ehemalige Bundesheer-Brigadier vermissen: zwei Ausgänge, damit „Quellen“ die Räumlichkeiten unbemerkt verlassen können. Diskretion ist Karner wichtig: Er betreibt einen „privaten Nachrichtendienst“, der für Unternehmen Informationen auch aus nichtöffentlichen Quellen zusammenträgt. Ein weltweites Netz an Informanten könne seine Kunden mit aktuellen Informationen zur wirtschaftlichen oder politischen Lage eines Ziellandes versorgen. „Ziel ist es, Schaden von Unternehmen abzuwenden“, erklärt Karner. Dafür sei es etwa vor einer Expansion oder Übernahme nötig, so viele Informationen wie möglich zusammenzutragen, um Vorständen eine fundierte Entscheidung ermöglichen zu können. „Unser Gegner ist aber nicht der staatliche Nachrichtendienst“, so Karner, der bis 2006 im Verteidigungsministerium als Militärstrategie beschäftigt gewesen ist.

Karner verzeichnet ein reges Interesse an seinen Tätigkeiten. Kein Wunder: Spätestens seit den Snowden-Enthüllungen wird die enge Beziehung zwischen Nachrichtendiensten und Privatwirtschaft in den Fokus gerückt. Durch die Dokumente des Whistleblowers wurde bekannt, dass US-Geheimdienste emsig Informationen über ausländische Konzerne sammeln. So wurde etwa die brasilianische Ölgesellschaft Petrobras ausgespäht. In Deutschland herrscht Aufregung, weil der Bundesnachrichtendienst (BND) im Auftrag der NSA europäische Unternehmen wie Airbus abgehört haben soll.

Freund und Feind

Ob NSA und Co die gesammelten Daten an US-Konzerne weiterleiten, ist nicht eindeutig bewiesen. Im Bereich der Rüstungsindustrie herrscht aber eine derart enge Verflechtung mit Firmen wie Northrop Grumman, dass Freundschaftsdienste zu vermuten sind. Auch in der IT-Branche befürchten Datenschützer die Entstehung eines neuen „Militär-Internet-Komplexes“. In der Hackerabwehr arbeiteten etwa Google und die NSA eng zusammen, als chinesische Cyberspione ein Datencenter attackiert hatten.

Edward Snowden zeigt die enge Verquickung zwischen Geheimdiensten und Privatwirtschaft auch anhand seiner Biografie: Nach Stationen bei CIA und NSA landete der IT-Experte bei der Consultingfirma Booz Hamilton, die ihn als „Leiharbeiter“ der Luxusklasse wiederum an die NSA zurückvermittelte.

Doch die Privatwirtschaft versorgt NSA und Co nicht nur mit Arbeitskräften: Firmen wie die Computer Sciences Corporation (CSC) entwickelten entscheidende Programme des NSA-Abhörprogramms „Stellar Wind“, mit dem die NSA bis 2008 E-Mails, Anrufe und Finanztransaktionen von US-Bürgern überwachte. In Österreich war die hiesige CSC-Tochterfirma in die Entwicklung

der elektronischen Gesundheitsakte (Elga) involviert. Andere Aktivitäten umfassten etwa die Organisation von Privatjets, mit denen CIA-Gefangene in Geheimgefängnisse transportiert wurden.

Die deutsche Regierung hat auf solche Enthüllungen bereits reagiert: Künftig sollen Firmen, die für die NSA arbeiten, keine staatlichen Aufträge mehr erhalten. Einfacher gesagt als getan: Der deutsche Software-Gigant SAP erhielt vom Bundesnachrichtendienst einen Auftrag in dreistelliger Millionenhöhe, wird als größtes europäisches Software-Unternehmen aber auch von der NSA eingespannt.

Missbrauch möglich

Dass sich große Traditionskonzerne in die Nähe der Geheimdienste begeben, ist kein Wunder, sind deren Geldtöpfe doch prall gefüllt. Boeing – das als Flugzeughersteller ohnehin bestens in der Rüstungsbranche vernetzt ist – investierte etwa in den Bereich Spracherkennung und erwarb die Firma Naurus. Deren Software wandelt für die NSA täglich Millionen Telefonate in durchsuchbaren Text um. Mittlerweile gehört die Firma zu Symantec, einem Antivirenhersteller.

Im Bereich der Texterkennung ist auch die österreichische Firma Sail Labs GmbH tätig. Ihr „Media Mining Feeder“ ist in der Lage, TV- oder Radionachrichten ebenso wie soziale Netzwerke zu durchsuchen und strukturierte Analysen zu erstellen. Auf ihrer Website wirbt die Firma mit einem „Militär-Internet-Komplexes“.

Sprechblase auf Arabisch übersetzt wird. Zu seinen Kunden zählte Sail Labs bereits das US-Außenministerium sowie das österreichische Bundesheer. Staatliche Förderung erhält Sail Labs für ein Projekt, mit dem Facebook und Twitter bei Katastrophen nach Informationen für Einsatzkräfte durchsucht werden können. Gerät die Technologie in falsche Hände, ist ein Missbrauch aber nicht ausgeschlossen.

Deshalb fordern Politiker wie der deutsche Vizekanzler Sigmar Gabriel (SPD) von der EU schärfere Exportkontrollen für „digitale Waffen“. Spionagesoftware, etwa von Firmen wie FinFisher, soll nicht mehr an repressive Regime verkauft werden. Der Markt ist ohnehin auch in Europa und den USA riesengroß: In einer parlamentarischen Anfragebeantwortung führte das österreichische Innenministerium ganze 17 Firmen aus der Überwachungsbranche an, von denen es Technologien oder Geräte erworben hatte.

Die zunehmende Verlagerung von Dienstleistungen und Technologien in den privaten Sektor soll helfen, dem Steuerzahler schließlich Kosten zu ersparen. Doch Kritiker monieren, dass sich der Staat aus Bereichen zurückzieht, in denen hohes Verantwortungsbewusstsein nötig ist. Als warnendes Beispiel gilt etwa die Söldnergruppe Blackwater, die US-Truppen im Irak entlasten sollte – und Gräueltaten verübte. „Wenn die Situation so bleibt, wird der Staat immer weniger Leistungen erbringen können“, warnt Militärexperte Karner. (fsc)



Nicht nur die USA und Deutschland tun es, natürlich spionieren auch Briten, Russen, Chinesen und andere – so wie Österreich Experten in geheimer Mission hat – Muss das sein? Zwei Standpunkte und ein Ortsbesuch



The Drone's-Eye View

Sie seien die effizientesten Waffen, jene mit der größten Distanz zu ihren Opfern und unsichtbar obendrein: Drohnen. Der Künstler James Bridle macht ihr geheimes Tun sichtbar und real, indem er die Orte nach Angriffen dokumentiert. <https://instagram.com/dronestagram>



Shahi Khel, Shawal, Nordwasiristan (Pakistan), 19. Jänner 2015: Bei einem Angriff durch CIA-Drohnen auf ein Haus im pakistanischen Shawal-Tal wurden laut The Bureau of Investigative Journalism zwischen fünf und sieben Menschen getötet, darunter ein US-Bürger.



Jemen, 6. Dezember 2014: Bei einem US-Drohnenangriff in den frühen Morgenstunden wurden in der Region Nusab mindestens neun Menschen getötet. Laut jemenitischen Sicherheitskräften seien dabei neun mutmaßliche Al-Kaida-Kämpfer ums Leben gekommen.



Pakistan, 7. Dezember 2014: CIA-Drohnen töteten im Ort Datta Khel im an Afghanistan grenzenden Stammesgebiet Nordwasiristan mindestens vier Menschen. Darunter soll laut pakistanischen Behörden ein hochrangiges Al-Kaida-Führungsmitglied gewesen sein.

Conrad Seidl

Man stelle sich vor, dass irgendwo in der westlichen Welt – Gott behüte, bei uns in Österreich – ein wirklich großer Anschlag passiert, einer mit 50 und mehr Toten. Sofort würde gefragt: Hätte man das nicht verhindern können? Hätte man nicht wissen müssen, dass der Attentäter seit Jahren in dubiosen Fundamentalistenkreisen verkehrt hat? Ist niemandem aufgefallen, auf welchen Websites er technische Anleitungen gesucht hat, welche Chemikalien er nach und nach gekauft hat, um seine Bombe zu bauen? Schaut solchen Leuten denn niemand auf die Finger?

Oh ja. Natürlich schaut man „solchen Leuten“ auf die Finger – also allen, von denen man vermutet, dass von ihnen Gefahr ausgehen könnte. Und, zum Entsetzen von Bürgerrechtlern, man schaut noch einigen anderen Leuten auf die Finger; Leuten, die womöglich gar nichts mit Anschlagplänen, radikalem Gedankengut oder sonst welchen gefährlichen Dingen zu tun haben – sondern einfach nur zufällig am falschen Platz waren oder zufällig Kontakt mit einer als gefährlich eingeschätzten Person hatten.

Geheimdienste müssen das tun. Und zwar oftmals ohne konkreten Verdacht. Sie beobachten und lauschen, sie sammeln offene Informationen und manche legal nicht beschaffbare Information – und konstruieren daraus ein Lagebild.

Wenn es gutgeht, verhindern sie damit Anschläge. Tatsächlich ist es in den vergangenen Jahren vielfach gutgegangen – weil etwa die (allen europäischen Diensten an Ausrüstung, Personal und Auswertungsmöglichkeiten überlegenen) Amerikaner die Deutschen vor einer Terrorzelle gewarnt haben, deren Gefährlichkeit den deutschen Verfassungsschützern noch nicht bewusst war. Lob bekommt man dafür kaum.

Wenn es nicht gutgeht, dann kracht es trotz aller geheimdienstlichen Bemühungen. Dann gibt es Spott und Hohn für die Terrorbekämpfer – und die Forderung, die Dienste besser gleich abzuschaf-

fen. Weil sie zu wenig brächten – aber ständig unter der Gürtellinie der gesetzlichen Regeln und parlamentarischen Kontrollen agieren. Das, sagen Insider, müsse eben sein – sonst bekäme man die Informationen nämlich gar nicht.

Dass es immer wieder gelungen ist, entführte österreichische Touristen freizubekommen, hängt mit dieser geheimdienstlichen Praxis zusammen, Kontakte zu allerlei zwielichtigen Organisationen in Afrika und Nahost zu halten – Kontakte, über die man nicht spricht, Kontakte, derer man sich auch nicht rühmen würde. Aber die im Ernstfall Leben retten können.

Und natürlich muss man auch mit mehr oder weniger „befreunden“ ausländischen Diensten zusammenarbeiten und Informationen austauschen. Eine Hand wäscht die andere.

Aber warum spioniert dann ein

Freund dem anderen hinterher? Nun: Das ist unter Geheimdiensten nicht anders als in zwischenmenschlichen Beziehungen, wo selbst in den harmonischsten Partnerschaften der Hauch eines

Verdachts aufkommen kann, bei dem dann argwöhnisch nachgeprüft wird, mit wem der andere denn die langen Abende wirklich verbringt, mit wem er oder sie dauernd telefoniert und worüber. Das haben auch österreichische Soldaten im Auslandseinsatz erkennen müssen, als das Abwehramt des Bundesheeres aufgedeckt hat, dass ihre – private – Kommunikation mit der Heimat von einem ausländischen Dienst abgehört worden war.

Auch dazu sind Geheimdienste da: Sie müssen die eigenen staatlichen Einrichtungen, die eigenen Soldaten und Beamten, die eigene Wirtschaft vor fremden Diensten und deren Wissensbegierde schützen. Und sie müssen imstande sein, der eigenen staatlichen Führung ein möglichst umfassendes Lagebild von den Absichten anderer – staatlicher und nichtstaatlicher – Akteure zu vermitteln.

In Krisen- und Kriegszeiten sind die Geheimdienstler oft die Letzten, die noch Fühlung halten, wenn diplomatische Beziehungen längst abgebrochen wurden.

Pro

Warum wir Geheimdienste brauchen – oder auch nicht

Kontra

Fabian Schmid

Man stelle sich vor, französische Geheimdienste wüssten von einem gefährlichen Brüderpaar, das Absichten hegt, ein blutiges Attentat auf die freie Presse zu verüben – und den Plan unbehelligt in die Tat umsetzt. Man stelle sich vor, der russische Geheimdienst warnte US-Behörden vor einem jungen Tschetschenen, der in militante Kreise abrutscht – und der zündet mithilfe seines Bruders beim Boston-Marathon mehrere Bombensätze.

Man würde dann wohl erwarten, dass eine ernsthafte Debatte über die Kompetenzen von Geheimdiensten eingeleitet wird. Tatsächlich forderten Innenminister nach diesen Anschlägen aber nur noch mehr Befugnisse, noch mehr Daten für ihre Spione.

Die Digitalisierung erlaubt den Geheimdiensten in zuvor unverstellbarem Ausmaß, Massen an (unbescholtenen) Bürgern auszuspähen. Doch der Algorithmus, der diese Daten durchforstet, macht Unschuldige zur Zielscheibe:

So stürmte eine FBI-Spezialeinheit nach dem Attentat in Boston das Haus einer jungen Familie, weil Datenanalysen sie verdächtig gemacht hatten. Die junge Frau hatte online nach Kochtöpfen gesucht, ihr Ehemann nach großen Rucksäcken.

So wird eine Infrastruktur geschaffen, die in den Händen eines repressiven Regimes riesigen Schaden anrichten kann. Wollen wir hoffen, dass Österreich auch in hundert Jahren noch eine Demokratie ist – dafür die Hand ins Feuer legen kann niemand. Die Möglichkeiten zum Orwell'schen Überwachungsstaat sind jedenfalls schon gegeben.

Gleichzeitig blieb die NSA bisher Beweise schuldig, dass Massenüberwachung Anschläge verhindert hat. Als einziges Positivbeispiel wird ein US-Taxifahrer somalischer Abstammung genannt, der 8500 Dollar an die Al-Shabaab-Miliz überwiesen hatte.

Selbst in westlichen Demokratien sind die Geheimdienste außer Rand und Band geraten. Der deutsche Verfassungsschutz hatte ä-

ßerst dubiose Verbindungen zu den Neonaziterroristen der NSU, schredderte nach der Festnahme von Beate Zschäpe hektisch wichtige Ermittlungsakten. Der britische GCHQ gab Handbücher heraus, wie Agenten im Internet die Stimmung manipulieren und Aktivisten in Liebesfallen locken können. Das österreichische Abwehramt notierte sich Kennzeichen von Autos, die in der Nähe einer Demonstration gegen Eurofighter geparkt waren.

Dafür lieferte der BND den US-Diensten „Beweise“ für Massenvernichtungswaffen im Irak – die zwar nie gefunden wurden, aber einen Krieg herbeiführten.

Solche Geheimdienste braucht kein Mensch. Im Gegenteil: In den vergangenen Jahrzehnten haben die ominösen Machenschaften in dieser Schattenwelt zahlreiche Menschenleben gekostet und unsere Freiheit fundamental eingeschränkt. Dass Russland sich die Krim schnappt und mit der Terrorbande „Islamischer Staat“ ein monströses Gebilde entsteht, haben die ach so wichtigen Dienste aber verschlafen.

Aber sind wir dem Bösen nicht schutzlos ausgeliefert, wenn es keine Geheimdienste mehr gibt? Die Antwort darauf ist ein eindeutiges Nein. Im Bereich Jihadismus zeigt sich etwa, dass die Sensibilisierung der Bevölkerung zahlreiche Hinweise gebracht hat. Familienangehörige, Lehrer oder Freunde schlagen Alarm, wenn sich jemand plötzlich radikalisiert. Im rechtsextremen Milieu liefern unabhängige Journalisten seit Jahren wichtige Analysen und Hinweise, ohne sich mit den Neonazis zu verbrüdern. Die Polizei kann sich um diese Bereiche kümmern, nach transparenten Regeln und unter parlamentarischer Kontrolle.

Kommen Soldaten im Ausland zum Einsatz, kann das Militär vor Ort Aufklärung betreiben und auf die Hilfe der diplomatischen Vertretung hoffen. Satellitenbilder und Gefahrenanalysen müssen auch erstellt oder von Bündnispartnern erhalten werden können, ohne dass Bürgerrechte verletzt werden. Sonst sollte man sich neue Freunde suchen.



Pakistan, 26. Dezember 2014: Bei zwei US-Drohnenangriffen im Nordwesten Pakistans wurden im Shawal-Tal sieben Menschen getötet. Laut Angaben des dortigen Militärs soll es sich um Kämpfer der radikalislamischen Taliban gehandelt haben.



Jemen, 6. Dezember 2014: Bei einem gescheiterten Befreiungsversuch der US-Armee sind in der Provinz Shabwa zwei Geiseln – ein US-Fotograf und ein südafrikanischer Lehrer – ums Leben gekommen. Die USA fliegen dort regelmäßig Angriffe mit Kampfdrohnen.



Pakistan, 20. Dezember 2014: Bei einem US-Drohnenangriff im Dorf Datta Khel in Nordwasiristan wurden laut Angaben des pakistanischen Militärs sechs islamische Extremisten getötet. Es war die 22. Drohnen-attacke in Pakistan in diesem Jahr, elf davon in Datta Khel.

Fotos: James Bridle / @dronestagram

Unter dem Wienerwald wird gelauscht

Nahe Neulengbach befindet sich eine der wichtigsten Abhörstationen des österreichischen Bundesheers. Anrainer berichten über zehn unterirdische Stockwerke und mysteriöse Antennen. Ein Lokalausgensein.

Fabian Schmid

Eine unscheinbare Abfahrt führt auf den kleinen Hügel im Wienerwald. Wochenendhäuser säumen den Weg, dazwischen blühen Wiesen in bunten Farben. Ein idyllischer Ort, wären da nicht die riesigen weißen Masten, die durch eine Vielzahl von Schleifen miteinander verbunden sind. Ein bizarres Objekt in der naturbelassenen Landschaft, das an ein Spinnennetz erinnert.

Fotografieren streng verboten

Wer sich der Anlage über die Zufahrtsstraße nähert, um mehr über die ominösen Masten zu erfahren, stößt bald auf angsteinflößende Warnschilder: Das Betreten des eingezäunten Gebiets sei strengstens verboten, scharfe Munition würde bei Eindringlingen zum Einsatz kommen. Fotografieren oder das Anfertigen von Zeichnungen sei streng verboten.

Eine Videokamera registriert jeden Neugierigen, hinter dem Zaun ist ein Hundezwinger samt zähnefletschendem Rottweiler.

Die Geheimniskrämerei überrascht nicht: Bei der Anlage am Kohlreithberg nahe Neulengbach handelt es sich um einen Lauschposten des Heeresnachricht-

amts (HNA), das für das Bundesheer Auslandsaufklärung betreibt. Doch dass das Bundesheer hier spioniert, hat sich schon lange herumgesprochen. Prominenter als „Neulengbach“ (die Anlage liegt geografisch eigentlich in Maria-Anzbach) ist nur die Königswarte nahe Hainburg. Während Wanderer die Satellitenschüsseln dort sogar über einen Aufsichtsturm, der unmittelbar neben dem Objekt liegt, unter die Lupe nehmen können, stehen die Zeichen in Neulengbach auf Abschottung. Dabei hal-

ten sich Gerüchte, dass besonders in Neulengbach elektronische Aufklärung betrieben wird.

Schon 2003 schrieb der *Kurier*- und ORF-Journalist Kurt Tozzer über die Station Neulengbach: „Es gilt zwar als streng geheim, doch sickerte durch, dass die Fernmeldeaufklärer über Geräte verfügen

sollen, mit denen man aus den überinternationalen Richtfunkstrecken der Telefonnetze Nachrichten auffangen kann. Und zwar nicht nur Telefongespräche, sondern auch Daten des E-Mail-Verkehrs.“

Zehn Jahre später erhielten diese Spekulationen durch die Snowden-Enthüllungen neue Brisanz. Noch immer ist nicht geklärt, wie eng das österreichische Bundesheer mit der NSA kooperiert. Fakt ist, dass die US-Dienste Österreich Informationen bei Auslandseinsätzen österreichi-

scher Soldaten liefern. Was im Gegenzug Richtung USA wandert, wissen nicht einmal Nationalratsabgeordnete.

Neulengbach dürfte einer der Schlüsselorte für diese Frage sein. Der Aufdecker Duncan Campbell, der für das EU-Parlament Ende der 1990er-Jahre über das globale US-Spionagenetz Echelon recherchierte, reagiert auf die Frage nach der Königswarte mit Verwunderung: „In Neulengbach passiert der Großteil. Dort muss man nachsehen.“

„Zehn Stockwerke tief“

Seit 1976 gilt der Kohlreithberg per Verordnung als Sperrgebiet. Ein Anrainer, der in unmittelbarer Nähe zum Objekt wohnt, habe damals mehrfach nach Sinn und Zweck dieser Anlage gefragt. „Mir wurde gesagt, dass das Heer hier Taxilenker in Bratislava abhören kann“, erzählt der Anwohner. Tatsächlich belegen Dokumente, dass Neulengbach gemeinsam mit der

Königswarte und Stationen in Oberösterreich und Salzburg Teil einer Nato-Peilkette war, die von Norddeutschland bis Italien gen Osten lauschte.

Dieses Aufgabengebiet dürfte sich nach dem Lüften des Eisernen Vorhangs geändert haben. Die erkennbare Antenneninstallation liefert aber keine Anhaltspunkte: Vom STANDARD befragte Experten erkennen darin eine Vorrichtung für militärische Funksprüche. Zivile Kommunikation dürfte damit nicht abgehört werden.

Doch das wahre Mysterium dürfte sich unter der Erde befinden. „Vor rund 30 Jahren begannen rege Bau- und Grabungstätigkeiten“, berichtet der erwähnte Anrainer weiter. Während auf der Oberfläche ein Haus in der Größe eines Bauernhofs steht, geht es nach unten „mindestens zehn Stockwerke in die Tiefe.“

Im Ort hat man sich mittlerweile an die ominöse Nachbarschaft gewöhnt. Der grüne Gemeinderat

Lothar Rehse berichtet, dass über das Objekt nicht gesprochen wird: Frage man nach dem Bundesheerposten, „steht in den Augen dieses typisch österreichische ‚falsche Frage – weiter bitte!‘“. Tatsächlich gibt der Amtsleiter der Bürgermeisterin (ÖVP) an, „im Alltag keine Nachteile zu sehen – im Gegenteil: Einige unserer Mitbürger haben dort einen Arbeitsplatz.“

Anwohner arbeiten etwa in der Bewachungsmannschaft oder in der Hundestaffel, normalerweise schützen vier bis fünf Mann das Objekt. „Da stehen komplizierte elektronische Geräte herum“, berichten diese. Gleichzeitig hört man, dass sich in den vergangenen 20 Jahren nicht viel verändert habe.

Beschwerden über den Lärm von der nahegelegenen Autobahn seien hingegen ein Gesprächsthema, so der Grünpolitiker Rehse. Von dubiosen weißen Masten lässt man sich im Wienerwald also nicht stören.

Jung-Österreich als Nachrichtenbasar in „Dritter Mann“-Manier



Foto: James Bridle

Für die Werkserie „On the Rainbow Plane“ wurde James Bridle durch Satellitenfotos von Flugzeugen mit dem charakteristischen „Pansharpening“-Effekt inspiriert. Dazu sammelte er eine Reihe solcher Aufnahmen, die auf Flickr zu sehen sind. Das Bild oben entstand am 30. August 2010 über Baltimore und hat die Koordinaten 39.218500°, -76.632650°.

Uncle Sams braune Spione

Im Nachkriegsösterreich wurde spioniert, was das Zeug hielt – ohne jegliche moralische Bedenken. Die US-Alliierten etwa bedienten sich ehemaliger Nazis, um mögliche Invasionspläne der Roten Armee auszuspähen.

Petra Stuibner

Als die Sicherheitsdirektion für Oberösterreich 1947 einem Schleichhändler auf die Schliche kam, ahnte wohl keiner der Ermittler, dass man alsbald in einem nachrichtendienstlichen Sumpf feststecken würde. Ursprüngliche Intention der polizeilichen „Aktion Sacher“ war, den Schmuggel mit „Mangelwaren“, vorwiegend mit Saccharin und Kokain, zu beenden.

Im Zuge der Ermittlungen ergab sich freilich, dass die Hintermänner der Schleichhändler ehemalige Nationalsozialisten waren, die sich mit gefälschten Personalpapieren versteckt hielten. Zwei der führenden Köpfe der Schmugglerbande, Hugo Rößner und Theodor Soucek, standen sogar direkt unter der Protektion des Counterintelligence Corps (CIC), das überhaupt rege Kontakte zu den wichtigen Akteuren der Rößner-Gruppe unterhalten hatte. Rößner, früher SA-Mitglied, und der Grazer Kaufmann Soucek, der auch in den 1950er-Jahren noch als notorischer Rechtsextremer auftrat, wurden vom CIC auch dann noch protegert, als bereits gegen sie ermittelt wurde. Der Hauptgrund hierfür sei die „betont antikommunistische Ausrichtung der ‚Ehemaligen‘, die sie als Beschaffer von nachrichtendienstlichen Informa-

tionen und als Personalreserve im Falle einer Invasion der Roten Armee interessant machte“.

Das schreibt der Zeithistoriker Thomas Riegler in der Juli-Ausgabe des Journals der Österreichischen Gesellschaft für Geheimdienst, Propaganda und Sicherheitsstudien (JIPSS) an der Karl-Franzens-Universität Graz. Riegler stützt sich in seinem Artikel primär auf staatspolizeiliche Unterlagen im Österreichischen Staatsarchiv, die, auf vier Boxen aufgeteilt, den gesamten Polizeiakt der „Aktion Sacher“ beinhalten.

Die Querverbindungen, die darin zwischen den alten Nazis und den alliierten Westmächten sichtbar werden, sind mannigfaltig und zeigen das in vier Besatzungszonen aufgeteilte Nachkriegsösterreich als Basar für Informationshandel in einem politischen Klima, das permanent aufgeladen war durch Paranoia, Spannungen und latente Kriegsangst. In dieser *Dritte Mann*-Stimmung in der Frühphase des Kalten Kriegs wurde offenbar mit jedem geklüngelt, der verhielt, nützliche Informationen über den Gegner liefern zu können.

Der US-Nachrichtendienst hatte noch in den 1940er-Jahren – auf dem Papier – ein „stay behind“-Programm entwickelt, das die Herausbildung paramilitärischer Strukturen im Falle einer kriegsrischen Auseinandersetzung zwisch-

en Ost und West befürwortete. Nach einer Invasion der Roten Armee in Österreich sollten Partisanennetze tätig werden – und dafür erschienen den Amerikanern die „Ehemaligen“ gerade recht.

Denn die Führung eines Guerilla- und Bandenkriegs war auch eine der zentralen Überlegungen der NS-Untergrundbewegungen, etwa auch des ehemaligen SS-Hauptsturmführers Otto von Bolschwing, der für die US-Auftraggeber gleich zehn Informantennetze in Österreich aufbaute. Auf Bolschwings Informantenliste fanden sich auch prominente Namen – etwa der verstorbene langjährige *Presse*-Chefredakteur Otto Schulmeister.

Die ehemaligen Nazis einte mit den Westalliierten, dass beide Seiten um jeden Preis eine kommunistische Machtübernahme in Österreich verhindern wollten.

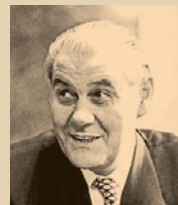
Beste Verbindungen

Vor allem Soucek und Rößners Organisationen – Letztere tarnte sich als „Alpensportverein Edelweiß“ – hatten potente Helfer innerhalb der Besatzungsbürokratie und bei den Betreuungsstellen für Kriegsheimkehrer, die SPÖ und ÖVP errichtet haben. Dort traf Soucek auch auf den späteren Innen- und Verteidigungsminister Otto Rösch (SPÖ), der ihm Blankoformulare und Pässe besorgte.

Einer der bekanntesten Zuträger des CIC in Österreich war Wilhelm Höttl, ehemals SS-Obersturmbannführer und Referent im Aus-

landssicherheitsdienst des NS-Regimes. Höttl machte nach dem Krieg eine erstaunliche Karriere: Der studierte Historiker gründete das Privatrealgymnasium in Bad Aussee, arbeitete als Autor und spionierte, mit Spezialgebiet Ungarn und Balkan, für verschiedene Geheimdienste. Schon 1948 führte Höttl im Auftrag des CIC ein großangelegtes Spionageunternehmen durch: Er installierte mit zwei Ex-Waffen-SSlern zwei Spionagenetzwerke in Osteuropa unter den Codenamen „Montgomery“ und „Mount Vernon“.

In seinen Memoiren pflegte der 1999 verstorbene Höttl angenehme Erinnerungen an die US-Auftraggeber. Er beschrieb ein Treffen mit CIC-Salzburg-Chef Edward Prix in Salzburg, der ihn, Höttl, fragte, ob „mein Angebot, das von mir geschaffene Invasionsnetz in Osteuropa den Amerikanern zur Verfügung zu stellen, noch stehe“. Im Gegenzug soll Prix versprochen haben, „alle in Frage kommenden Mitarbeiter zu decken, auch wenn sie hohe Nazis waren“.



Beste Verbindungen ins neue Österreich: Minister Otto Rösch und Otto von Bolschwing (re.).

Fotos: Picturdesk/Schuster, Department of Justice

Das gegenseitige Misstrauen der alliierten Mächte zog sich quer durch Europa. Schon 1945 versuchten die Westalliierten, Informationen aus den sowjetisch besetzten Gebieten Europas zu bekommen. In Italien etwa wurde unter US-Kommando ein Stab für Balkanfragen aktiv, der ein unauffälliges, aber sehr effizientes Netzwerk aus ehemaligen ungarischen Unabhängigkeitskämpfern, Jesuiten und Exdiplomaten gründete, wie US-Historiker Duncan Bare im JIPSS-Journal schreibt.

In Österreich erwies sich die „Ehemaligen“ auf Dauer als wenig zuverlässige Informationszuträger. Die Amerikaner kamen etwa dahinter, dass Höttls „Netzwerk“ hauptsächlich aus Zeitungen abschrieb. Dennoch behinderten die Amerikaner die Ermittlungen der österreichischen Behörden gegen die drei nach Kräften und setzten ihre Verbindungen ein, um die „Belasteten“ möglichst zu schonen – und nicht selbst in peinliche Erklärungsnot zu kommen.

Der „Nachrichtenbasar“, den die Alliierten im Nachkriegsösterreich mithilfe der alten Nazis etablierten, stellte jedenfalls eine „massive subversive Bedrohung für die junge Demokratie dar“, sagt Historiker Riegler zum STANDARD. Die undurchsichtige Rolle des späteren Ministers Rösch und die Verbindungen der NS-Untergrundbewegungen zu politischen Parteien zeigen die Unzulänglichkeiten des jungen Österreich bei der Entnazifizierung.



Kebabträume in Kellerräumen

Das Münchner Haus der Kunst zeigt in der heterogenen Schau „Geniale Dilletanten“ die musikalische Subkultur Deutschlands um 1980 – und mit „Kalte Libido“ deren aktuellen Konterpart.

Alexander Kluy aus München

Tanz den Mussolini. Das hätte man so gern gemacht. Mit der Deutsch-Amerikanischen Freundschaft (D.A.F.). Anno 1981. Und heute.

Die fünf Jahre des radikalen Aufbruchs in der Subkultur von den späten 1970er-Jahren bis 1984 führt im Münchner Haus der Kunst die Schau *Geniale Dilletanten* vor, konzipiert und kuratiert von Mathilde Weh, die zudem das Begleitbuch verfasste und eine auch in München gezeigte filmische Dokumentation realisierte.

Die Zeit vom Postpunk bis zur Neuen Deutschen Welle ist das. Einstürzende Neubauten, D.A.F., Freiwillige Selbstkontrolle, Die Tödliche Doris, Der Plan, Palais Schaumburg plus Ornament und Verbrechen: Das bedeutet Rohheit, Schrei, Wildheit, Leben, das sind die Bands, die im Zentrum dieser Ausstellung stehen.



Foto: Wolfgang Burat

Die Schau „Geniale Dilletanten“ in München zeigt auch Einstürzende Neubauten (hier live 1982).

Zwei Säle im Obergeschoß, geteilt durch vier freistehende Raumteiler. Fotografien, an den umlaufenden Wänden knapp 20 Gemälde von Bernd Zimmer, Salomé, Elvira Bach, A. R. Penck und Martin Kippenberger, Peter Bömmels und Walter Dahn. Versteckt ein Nebengemach, in dem Wehs Film läuft. Dieser macht eigentlich den Rest der Schau überflüssig, weil er lebendiger ist, Hinter-

gründe liefert, viele Akteure und begleitende Zeitzeugen präsentiert und die subkulturellen Schauplätze Düsseldorf, Hamburg, Berlin-West und Berlin/DDR eindringlich vor Augen führt.

Für die Subkultur gab es damals in den heute so teuren Großstädten noch Subsistenzmöglichkeiten. Abgeranzte Kneipen, versiffte Kellerräume, aufgelassene Lagerhallen, das heruntergekommene

Kreuzberg in der grauen Abbruchfrontstadt Berlin. Diese Leerorte wurden in Kurzzeitbars, Kurzzeitclubs verwandelt. Es gab die Neonkneipen, es gab später extrem schräge, da plüschige Treffs wie in Berlin das Kumpelnest 3000. Dazu noch ganz wenige einschlägige Plattenläden, jede Menge winziger, kurzlebiger Eigen-Indielabels, Kassettentausch und Tape-Versand.

Westdeutschland war damals ein hausbackenes Land. Nicole schrammte auf der Gitarre *Ein bisschen Frieden* herbei. Ein SPD-Kanzler mit Allerweltsnamen hatte Visionäre zum Arzt überwiesen. Helmut Kohl bezog mit Wolljacke und Pfälzer Saumagen das Bundeskanzleramt. Ansonsten herrschte heimelige Hysterie: Der Wald starb vor sich hin, das Atom wurde böse und die Kalter-Krieg-Aufrüstung wurde mit Bibelsprüchen gekontert. Da brachen diese „genialen Dilletanten“ ein, die musiktechnische Fertigkeiten verschmähten. Sie demonstrierten mit Wucht und Wut und deutschen Texten in Totalopposition auch gegen ihre 68er-Lehrer, was Freiheit sein könnte. *Kebabträume in der Mauerstadt ...*

Sie wollten Spaß

Mitte der 1980er-Jahre war dann aus der Vehemenz, dem Anderssein, dem Erbe von Dada, Happening, Bauhaus-Theater der von Dieter Thomas Heck im ZDF organisierte Kindergeburtstag der Neuen Deutschen Welle geworden, mit Nena, Extrabreit und Markus. *Ich will Spaß*. Poppig-pubertärer Hedonismus. Kurz darauf wollte dann jeder Jungmann nur noch so cool sein wie Don Johnson in *Miami Vice*.

Wieso aber laufen in München die Konzertschnitte auf so kleinen Fernsehern? Und dann auch noch mit Kopfhörern? So beraubt sich diese ein wenig heterogene Ausstellung selbst allzu sehr des Sinnlichen. Immerhin ist sie, ein Projekt des Goethe-Instituts, kulturexportkompatibel.

Ein kaltes Spiel

Tief unten im Haus der Kunst, in den einstigen Luftschutzräumen, wird als Kontrast unter dem Titel *Die Kalte Libido* eine neue Videofilmkunst-Auswahl aus der Sammlung Goetz gezeigt. Arbeiten von Keren Cytter, Aïda Ruilova, Jeanne Faust, Annika Larsson und Shahryar Nashat aus den letzten rund 15 Jahren. Jeder Film läuft in einem einzelnen engen Raum. Ist emotionaler Konterpart zum ungebärdigen Gefühlsfreien-Lauf-Lassen oben. Hier herrschen Isolation, Verwirrung, Einsamkeit, manischer Hexengesang, ein kaltes Spiel mit Begehren, Kälte, Lust in der digitalen Gegenwartswelt. Dann schon genial-dilletantisch.

„Geniale Dilletanten“, bis 11. 10., „Die Kalte Libido“, bis 28. 2. 2016

Patrick Mcnee 1922–2015

Der britische Schauspieler („Mit Schirm, Charme und Melone“) starb im Alter von 93 Jahren

Michael Pekler

Wien / Los Angeles – Er war nicht nur ein Gentleman. Er war der Inbegriff des Gentlemans. Und er war Brite. Immer wenn Patrick Mcnee am Beginn der Fernsehserie *The Avengers* – mit dem ausnahmsweise geglückten deutschen Titel *Mit Schirm, Charme und Melone* bedacht – auftauchte, wusste man sich in Sicherheit. In dieser bunten, wiewohl Anfang der Sechzigerjahre noch schwarz-weißen Mischung aus Agentenfilm und Sciencefiction war er jener Ruhepol, auf den man sich als Zuschauer verlassen konnte, weil man wusste, dass mit ihm am Ende alles gut wird.

Die Rolle des eleganten Agenten John Steed, der in der Folge an der Seite seiner kongenialen Partnerin Diana Rigg als Emma Peel den großenwahnsinnigen Verbre-



Patrick Mcnee und Diana Rigg als Erfolgsduo „The Avengers“.

Foto: EPA

chern das Handwerk legte, sollte zum Alter Ego Mcnees werden, obwohl er sich zu Beginn noch durchaus hemdsärmelig an die Arbeit machte. Doch es war die Kombination aus Pffiffigkeit, Kon-

servativismus und Überheblichkeit, die Mcnee zum Star und *The Avengers* zur Erfolgsserie machte.

Mit traditionsbewusster Ausstattung – edle Automarken, spitzer Schirm, stahlverstärkte Melone – wies er die rüden Emporkömmlinge in die Schranken. Das Ende der Serie, mittlerweile in Farbe und mit fantastischen Elementen angereichert, bedeutete 1969 auch einen Bruch in Mcnees Karriere: Seine bekannteste Rolle verhinderte große Angebote für das Kino, die kurzfristige Neuaufnahme als *The New Avengers* in den Siebzigerjahren konnte an den Erfolg nicht anschließen.

Dabei wäre das kantige Profil des 1922 in London geborenen Schauspielers, der seine Karriere mit kleineren Bühnenrollen begann, auch für die Leinwand prädestiniert gewesen, wie seine spärlichen Filmauftritte in den

Achtzigerahren beweisen: Im Kriegsfilm *The Sea Wolves* sorgte er als Sprengstoffexperte für gezielte Explosionen, im Tierhorrorfilm *The Howlingals* Therapeut für geschockte Patienten, in *A View to a Kill* als Verbündeter von James Bond für geheime Unterstützung.

Im Blockbuster *The Avengers* (1998) mit Ralph Fiennes als John Steed konnte man das Original noch einmal hören: Mcnees Stimme eines unsichtbaren Agenten mag als Reminiszenz an die alten Fernsehstage gedacht sein, doch sie erzählt von einer Vergangenheit, deren Charme trotz aller nostalgischer Versuche nicht wieder aufleben kann. Patrick Mcnee starb am Donnerstag im Alter von 93 Jahren in Kalifornien.

LISTEN UP PHILIP im GARTENBAUKINO

TIPP SPEZIAL

AUSSTELLUNG



Ohne Titel, 1982, 130x120 cm, WZ 1275 © Manfred Kopriva – Bildrecht Wien

Galerie Kopriva Krems
3500 Krems, Dominikanerplatz 1, T: 02732/706 76, www.kopriva-kunst.com
NIEDERÖSTERREICH

JOHANN FRUHMANN (1928–1985)
Galerie Kopriva Krems
Nur mehr bis 4. Juli 2015

Die Werke des viel zu früh verstorbenen Malers wurden zuletzt 2005 im Leopold Museum Wien gezeigt. Dieser Künstler war zu Lebzeiten in der österreichischen Szene aber auch international stets präsent und im besten Sinne Avantgarde. Er schuf sehr persönliche, eigenständige Bilder von großer Kraft und Sensibilität. 30 Jahre nach seinem Tod würdigt die auf österreichische Kunst der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts spezialisierte **Galerie Kopriva** diesen besonderen Maler mit einer Ausstellung.

Di–Fr 10–12 und 14–18, Sa 10–16 Uhr

SYMPOSIUM

„Deutsche Sprache und Kultur im Banater Bergland“

Vorträge HANS FINK, CHRISTIAN PAUL CHIONCEL, COSMIN DRAGOSTE, FRANZ METZ, KURT SCHARR



Foto: Hans Kumpfmüller

Veranstaltet mit: Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (FZ DiMOS) der Universität Regensburg und Demokratisches Forum der Banater Berglanddeutschen (DFBB)

StifterHaus,
Linz, Adalbert-Stifter-Platz 1, 9–12 Uhr
OBERÖSTERREICH

AUSSTELLUNG

Lee Miller



Man Ray
Portrait von Lee Miller, Paris, Frankreich, 1929
© MAN RAY TRUST / ADAGP, Paris / Bildrecht Wien 2015
Courtesy Lee Miller Archives, England 2015.
All rights reserved. www.leemiller.co.uk

bezahlte Anzeige
Informationen: T: 01/531 70-133 und -410, F: -479
E-Mail: kulturanzeiger@derStandard.at

Lee Miller (1907–1977) zählt zu den faszinierendsten Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts. In knapp 16 Jahren fertigt die amerikanische Fotografin ein vielfältiges Werk an: Von surrealistischer Fotografie über modernistische Landschaftsbilder bis hin zur Kriegsreportage im 2. Weltkrieg entstehen ab 1929 Ikonen der Porträt- und Kriegsphotografie, die nun erstmals in Österreich präsentiert werden.

Bis 16. August 2015

Albertina, 1., Albertinaplatz 1
WIEN

Der Londoner Künstler und Publizist James Bridle im Porträt



Foto: Steve Forest, Workers' Photos

James Bridle beschäftigt sich in seinen Arbeiten literarisch und künstlerisch-technologisch mit den Auswirkungen moderner Technologien auf die Gesellschaft.

Der digitale Grenzgänger

„Nice to meet you“: Computerfreak, Essayist, Künstler – der Londoner James Bridle macht die alltägliche Überwachung konkret und holt die Folgen des digitalisierten Lebens aus der Unsichtbarkeit. Eine Begegnung.

PORTRÄT: Sebastian Borger aus London

James Bridles Leben verändert sich gerade auf drastische Weise. Seine Vermieterin hat dem 34-jährigen Engländer nach zehn Jahren gekündigt, das geräumige Haus mitten im hippen Nordlondoner Stadtteil Stoke Newington soll verkauft werden. Bridle hat die Gelegenheit beim Schopf gepackt, etwas Neues auszuprobieren: Er will bis auf weiteres ein Nomadenleben führen, ein bisschen in Maastricht sein, wo seine Freundin derzeit lebt, danach Richtung Berlin für einen Künstleraufenthalt. Der Anschluss wird sich finden. Sein wichtigstes Arbeitsmit-

tel ist ohnehin der Laptop, viel mehr braucht er nicht. Vielleicht kein Zufall, dass sein jüngstes Projekt *Citizen EX* den „algorithmischen Bürger“ behandelt. Mittels eines Browser-Add-ons lässt sich die Mischidentität eines Internetnutzers feststellen, oft hat sie mit dem guten alten Pass wenig zu tun. Dass man das Identitätspapier auf dem europäischen Kontinent kaum noch braucht, begeistert den Briten: „Schengen ist eine unglaublich gute Idee!“ Bridle ist als Künstler bekannt geworden, der sich mit der Überwachung und der zunehmenden Digitalisierung unseres Lebens

auseinandersetzt. Eines Tages ging er von seiner Wohnung aus zur nächsten Bahnstation in Dalston, registrierte und fotografierte jede sichtbare Kamera, die seinen Weg begleitete. Mit dem gleichen Konzept umrundete er die Citymautzone, deren Zufahrten von rund 700 Kameras beäugt werden. Zuletzt ging „Dronestagram“ um die Welt, ein Wortspiel mit dem Netzwerk Instagram, auf dem er viele seiner Fotos veröffentlicht. Weil er selbst sich eine konkrete Vorstellung von der Größe dieser unbemannten Flugkörper machen wollte, malte Bridle den Schatten einer Überwachungsdrohne auf Gehsteige in London, Istanbul und Washington. Die Aktion fand weltweit Nachahmer.

Abstrakt wissen die Briten natürlich, dass sie so lückenloser Beobachtung unterliegen, wie dies in kaum einem anderen Land weltweit der Fall ist. Verkehrsbehörden, Polizei, Banken, Einzelhändler, allesamt richten automatische Kameras auf die Bürger. Schätzungen sprechen von zwei bis vier Millionen, genaue Zahlen gibt es nicht. Jeder Besucher britischer Innenstädte wird dutzendfach registriert, London dürfte mit durchschnittlich 300 Kameraeinstellungen pro Passant den Rekord halten.

Verborgenes sichtbar machen

Anders als beispielsweise in Deutschland haben die Enthüllungen des früheren NSA-Mitarbeiters Edward Snowden keine weitreichende Diskussion über die umfassenden Abhörmethoden der Lauschzentrale GCHQ, von MI5 und MI6 hervorgerufen. Die abstrakte Kenntnis schert die Briten wenig, der Datenschutz hat auf der Insel einen schweren Stand. Bridles Versuch, das Thema konkret zu machen, sorgte immerhin für Aufsehen, jedenfalls bei jenen, die das Projekt im Internet verfolgten oder ihn darüber sprechen

hörten. Bridle spricht mit seltener Klarheit über seine Anliegen, und wie er spricht, so schreibt er auch – luzide, konkret, engagiert.

Immer geht es darum, gerade jene Technik sichtbar zu machen, die im Verborgenen bleibt. Das gilt beispielsweise für die millionenfache Erfassung und Speicherung von Nummernschildern durch die Verkehrspolizei Großbritanniens – täglich werden bis zu 15 Millionen Fahrten registriert. Die Technik taucht in der Öffentlichkeit meist nur auf, wenn mit ihrer Hilfe, wie 2007 geschehen, Terroristen dingfest gemacht wurden. Routinemäßig aber werden harmlose Demonstranten im Polizeicomputer erfasst, viel später grundlos aufgehalten und durchsucht. Davon steht fast nie etwas in den Zeitungen, wie Bridle in einem leidenschaftlichen Essay beschreibt.

Den hat er natürlich an einem Computer verfasst. Der Rechner bestimmt sein Leben, in vielerlei Hinsicht. Bridle gehört zur ersten selbstverständlich dazugehört, wie die erste Kontaktaufnahme beweist. Er beantwortet sie mit einem freundlichen „Nice to meet you“ und stürzt mich damit in Verlegenheit: Wieso, waren wir uns schon einmal begegnet? Die vorsichtige Rückfrage bringt ein Missverständnis zutage: „Ach, Sie wollen ein persönliches Treffen?“ Bridle ist das, wie er später erläutert, nicht gewohnt, die meisten Neugierigen treten nur per Internet oder Telefon mit ihm in Kontakt. Er selbst macht keinen Unterschied zwischen einem „Treffen“ mittels E-Mail oder in Person.

Als 13-Jähriger ging er erstmals online, die Eltern hatten ihm ein Modem gekauft, „aber sonst verstanden sie nichts davon“. Seine stärksten Fächer in der Schule – Englisch und Mathematik – be-

stimmen sein Leben bis heute. Bridle entschied sich für ein vierjähriges Studium der Computerwissenschaft mit Schwerpunkt Linguistik am renommierten University College London (UCL). „Danach hatte ich von Computern die Nase voll und arbeitete bei einem Literaturverlag“, erinnert er sich beim Lunch (Kichererbsen-Burger, ein Glas Leitungswasser) in der Nähe seiner Wohnung.

Aber seine Technikaffinität ließ ihn nicht los. Die Verlagsleute machten sich seine Kenntnisse zu eigen, später wagte Bridle den Schritt in die Selbstständigkeit, an der Bruchstelle zwischen Computer,

Literatur, Journalismus und Philosophie. Von Kunst keine Rede – bis er einen Vortrag zu halten hatte. Anhand des Wikipedia-Artikels über den Irakkrieg wollte Bridle die ungeheuren Möglichkeiten des Internets demonstrieren. Das tat er mit Worten und einer Konkretion: Er druckte den Artikel mit allen Korrekturen, Ergänzungen und Änderungen aus und ließ davon gebundene Bücher herstellen, zwölf an der Zahl, so viele wie ein mittleres Lexikon. Nach dem Vortrag wurde Bridle angesprochen: Ob er nicht seine Wikipedia-Bücher ausstellen wolle? Plötzlich war Bridle außer Programmierer, Vortragsredner und Schreibaktivist auch Ausstellungskünstler, sozusagen durch die Hintertür.

Sein Ehrgeiz zielte nie darauf ab, in Galerien vertreten zu sein. Seine Kunst, sein Engagement, sein Aufklärertum sind im besten Sinn öffentlich und laden zur Diskussion ein. Es falle ihm schwer, ausgestellte Objekte einfach wirken zu lassen, erzählt Bridle mit entwaffnender Offenheit: „Ich will mich immer noch danebenstellen und sie laut anpreisen.“

booktwo.org



Firma Hartmann

kauft hochwertige Pelze, Teppiche, Näh- und Schreibmaschinen, Bilder, Porzellanservice und -figuren, Louis Vuitton, MCM, Taschen und Koffer von Gucci u. a., Handarbeiten, Armbanduhren, Taschenuhren jeglicher Art wie Rolex, Cartier, Omega usw., Münzen, Gold- und Brillantschmuck, Bleikristalle, Trachten- und Jagdartikel, Silber und versilberte Bestecke, Zinn

Tel.: 0650/584 92 33

META & FÖSE
PRESENT
POOLBAR // FESTIVAL

10.7. — 15.8.15
Altes Hallenbad, Feldkirch
poolbar.at

Aloe Blacc, Patrice,
Dillon, Theophilus London
Wanda, William Fitzsimmons,
Charlie Winston, Kele
(live/Bloc Party), u.v.a

Logo of the festival sponsors and partners, including Volksbank, Euro, and others.

Trevor Paglen: Ehrungen für den Fotografen zwischen Kunst und Politik

Das Aus für unsichtbare Späher

US-Künstler Trevor Paglen will die unsichtbaren Strukturen staatlich gesteuerter Überwachung sichtbar machen. In Frankfurt ehrte man seine Arbeit kürzlich mit Preis und Ausstellung.

Anne Katrin Feßler

Es waren Landschaftsmaler und Fotografen, die die Expeditionen in die entlegensten Areale der Welt begleiteten und halfen, die weißen Flecken auf der Landkarte zu tilgen. Heute sind es Satelliten, die das unbekannte Terrain ausspionieren. Die große Distanz macht aus ihnen unerkannte Späher. Auch die mächtigsten Eroberer unserer Tage arbeiten im Verborgenen. Jedoch gibt es von den Expeditionen der Überwacher in die neuen, begehrten Kontinente von Big Data keine Bilder.

Es ist diese Macht des Unsichtbaren, die Magie des Geheimen, auf die es Trevor Paglen abgesehen hat. Alarmiert vom Wachstum „undemokratischer Strukturen in demokratischen Gesellschaften“, versucht der Künstler und Geograf (geb. 1974 in Maryland) seit mehr als zehn Jahren zu zeigen, wie Systeme der Überwachung aussehen: Mit Hochleistungsteleskopen und Teleobjektiven aus der Astronomie fertigt er Bilder geheimer Militäranlagen, späht mit den Werkzeugen der Überwacher zurück.

Paglen, der auch Teil des Recherche- und Kamerateams der oscarprämierten Doku *Citizenfour* war, zeigt die Rechenzentren und Abhöranlagen der Geheimdienste, verfolgt Spuren, die zu US-amerikanischen Foltergefängnissen führen (er ist Koautor des Buchs *Torture Taxi*) oder projiziert die Codennamen von 4000 Geheimdienstoperationen an öffentliche Gebäude wie etwa das House of Parliament in London.

Als dokumentarisch versteht Paglen seine Fotos jedoch nicht: Die Bilder des Nachthimmels über der Wüste Nevadas, auf dem sich die Flugbahnen von Spionagesatelliten abzeichnen, wirken wie von Sternschnuppen durchpflügt. Die weißen Parabolantennen im wogenden weiten Grün der Wälder West Virginias (*They Watch the Moon*) verbreiten eher die malerische Wirkung einer irrealen Idyl-



In Endlosschleife projiziert Trevor Paglen mehr als 4000 „Codennamen des Überwachungsstaates“ auf Fassaden markanter Gebäude: 2014 etwa in London auf das House of Parliament und den Trellick Tower.

le denn jene eines bedrohlichen Spionageszenarios: Tatsächlich fängt man dort das Mondecho auf.

Predator-Drohnen bettet er wie Ameisen in ein riesiges Himmelblau; manchmal sind die unbemannten Flugobjekte in den dramatischen Wolkentürmen kaum auszumachen. Nicht von ungefähr erinnern solche Kompositionen an Gemälde William Turners: Paglen komponiert seine Fotos mit Blick auf die Kunstgeschichte. Der Ästhetik des Erhabenen in der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts sind seine „Surveillance Landscapes“ daher nicht unähnlich. Allein: das Versprechen einer positiven Zukunft, die sich

dort in der Weite von Landschaft und Himmel zeigt, löst sich in der Gegenwart nicht mehr ein.

Fahrzeuge und Gebäude auf den Militärbasen verschwimmen zu unscharfen Farbflecken, schließlich schießt Paglen seine Fotos von extremen, oft meilenweit entfernten Standpunkten. Bilder, die zu eindeutig sind, reizen den Künstler aber ganz generell nicht, erklärte er 2010 in Wien anlässlich seiner Ausstellung in der Secession. Und so zeigt eine seiner jüngsten Serien auf den ersten Blick nur eine Reihe harmloser Strände oder Surfer – in den USA und an der Nordsee: Die Tatsache, dass hier die transatlantischen Glasfaserkabel ankommen und abgehen bleibt unsichtbar. Paglen ist sich jedoch 100-prozentig sicher: An diesen Orten zapft die NSA die Datenhighways an. Mit solch starken Bildern (begleitet von Infokarten) antwortet er auf neblige Internetmetaphern von einer überall und nirgends befindlichen, ungreifbaren Cloud. Richtig und wichtig: Schließlich ist es das Unbekannte, das die Ohnmacht nährt.

Neue Art des Sehens

Dass sich die Menschen der Aktivitäten von NSA, CIA oder BND hinlänglich bewusst sind, glaubt er nicht: Man könne nur Dinge sehen, für die wir ein Bild haben. Die ersten Artikel über die Snowden-Enthüllungen waren alle mit einem jahrzehntealten Foto der NSA-Zentrale illustriert, so Paglen kürzlich in einem Interview. Als er daraufhin ein vom Helikopter aus geschossenes Bild anbot, wurde dieses ruckzuck zwei Millionen Mal heruntergeladen.

Paglen will Anstöße zu einer „neuen Art des Sehens“ liefern. Ist der Blick erst einmal trainiert, könne man die Spuren der Überwachung überall erkennen. Und so rief der US-Amerikaner heuer den Eagle-Eye-Fotowettbewerb aus: Er stellte eine Karte mit NSA-

Stützpunkten in Deutschland zur Verfügung, um im Gegenzug Aufnahmen von den lokalen Strukturen der Überwachung zu erhalten.

Ausgestellt sind einige davon in Paglens Personale im Frankfurter Kunstverein. Deren Titel, *The Octopus*, bezieht sich auf das Maskottchen des US-Satellitenaufklärungsprojekts NROL-39: Als Paglen 2013 ein Bild der Krake mit den den Globus umspannenden Saugarmen und dem Motto „nothing is beyond our reach“ auf Twitter öffent-

fentlich machte, empörte dieses Logo der Spione.

Paglen ermöglicht in Frankfurt aber auch anonymes Internetsurfen über den *Autonomy Cube*. Möglich macht es das Tor-Netzwerk, für das weltweit etwa 2000 Menschen ihre Netzverbindung zur Verfügung stellen.

Im Rahmen der Schau wurde dem „Grenzgänger zwischen Kunst und Politik“ vorige Woche in Frankfurt obendrein der Kulturpreis der deutschen Gesellschaft für Fotografie verliehen. Freilich, Paglen arbeitet wie ein investigativer Journalist, kooperiert mit Internetaktivisten oder Organisationen wie Human Rights Watch, fühlt sich aber dennoch im Kunstbetrieb zu Hause. Auch im Kunstmarkt ist er kein Fremdkörper, der dort nach Refinanzierung seiner Recherche trachtet.

Für 20.000 Dollar bot die Kölner Galerie Thomas Zander kürzlich auf der Art Basel eine Arbeit aus seiner Serie *Untitled (Reaper Drone)* an. Das renommierte, auf Fotografie spezialisierte Haus zählt Kapazitäten wie Candida Höfer, Garry Winogrand, Larry Sultan, Diane Arbus, Lewis Baltz oder Lee Friedlander zu seinem Portfolio. Den Vergleich müssen Paglens anspruchsvolle, in internationalem Ausstellungskontext präsentierte Bilder nicht scheuen. Beim Thema Kunst und Überwachung ist er aktuell einfach der relevanteste und überzeugendste Name. Ausstellung bis 30. 8.



GESCHÜTTELT, NICHT GERÜHRT

Von Julya Rabinowich

Die grenzenlose Durchleuchtung

Wir sollen gemessen, gewogen und für fragwürdig erklärt werden. Ach was, wir werden bereits gemessen, gewogen und für fragwürdig erklärt. Alle. Wir werden gescannt, abgehört, mitgelesen, abgebildet, archiviert, zitiert und kategorisiert.

Jeder ist potenziell gefährlich. Jeder ist potenziell ein Werbeziel. Der Zustand einer gewissen Schizophrenie ist dabei nicht von der Hand zu weisen: Wir sind so erwünscht wie gefürchtet. Eine explosive Mischung mit erotischem Unterton.

Inmitten der trostlosen Lage gibt es wenigstens interessante Aspekte: beispielsweise den der Gleichheit, wenn schon die Brüderlichkeit und die Freiheit flöten gegangen sind. Immerhin findet eine gewisse Demokratisierung des Spitzelwesens statt: sogar Staatsoberhäupter können nicht mehr sicher sein.

Was da alles an pikanten Privatangelegenheiten, Einkaufsgewohnheiten, verbalen Ausrutschern und perfiden Plänen zur Weltherrschaft nebst dem bevorzugten Klopapier alles an die Öffentlichkeit gespült werden kann und wird! Was den fremdgehenden Hansi vom Beisl um die Ecke plagt, plagt nun auch Hollande.

Der Zustand hat noch weitere Vorteile: Ein Gefühl der latent lauernden Sicherheit manifestiert sich. Sogar wenn man völlig unbrauchbar ist, ist man dennoch beobachtenswert. Wenigstens das. Irgendwie ist das auch beruhigend, auch weil man nicht so schnell verlorengehen kann: Eine Stecknadel mit Sendesignal ist auch im Heuhaufen eventuell wieder zu finden.

Wer übrigens den gläsernen Menschen als Idealzustand, als neuen Adam und neue Eva des virtuellen Zeitalters anstrebt, dem sei gesagt: Wer gläsern wird, wird auch zerbrechlich. Die Scherben darf dann die ganze Gesellschaft zusammenkehren.

#mitreden

„Kommt der Überwachungsstaat?“ – Auf *derStandard.at* wird diese Frage seit ein paar Tagen kontrovers diskutiert. Ein(e) User(in) mit dem Nickname „Ein einzigartiger Nickname“ zitiert dort etwa Benjamin Franklin: „Wer die Freiheit aufgibt, um Sicherheit zu gewinnen, der wird am Ende beides verlieren.“ Oder unter dem Pseudonym „Tagessuppe“ wurde ironisch gepostet: „Mann: Die Gedanken sind frei ... Überwacher: Denkst du ...“ Was denken Sie über die allgegenwärtige Überwachung? Wie schützen Sie Ihre Daten? Dazu und in einem Film- sowie in einem Literaturforum können Sie #mitreden auf: [derStandard.at/User](https://www.derstandard.at/User)



KINO UNTER STERNEN

Open Air am Karlsplatz

26. Juni – 18. Juli 2015

- | | | |
|----|-------|---|
| Sa | 27.6. | Vorprogramm: Was geht, wenn nichts mehr geht.
Hinterholz 8 |
| So | 28.6. | Vorprogramm: Nobody's perfect – Synema
Some Like It Hot |
| Mo | 29.6. | Vorprogramm: Muss Therapie tödlich enden, Herr Frosch?
Die totale Therapie |
| Di | 30.7. | Vorprogramm: TUESday Einführung
Metropolis |
| Mi | 1.7. | Vorprogramm: Distanzierte Verruchtheit. Lecture E. Streit
Viktor und Viktoria |
| Do | 2.7. | Vorprogramm: Anja Salomonowitz im Gespräch
Kurz davor ist es passiert |
| Fr | 3.7. | Vorprogramm: Monstermash. DJane Enkay + DJ Yber
U.F.O.s above Berlin + Rammbock |

20.30 Uhr Programmbeginn, 21.30 Uhr Filmbeginn Eintritt frei
Infos: www.kinountersternen.at



Der fixe Arbeitsplatz stirbt aus Seite K 14

Wenn Arbeitgeber Detektive schicken Seite K 10

derStandard.at/Karriere

Das Ich im Spiegel seiner Daten

Daten sammeln kann man auch über sich selbst. Bart de Witte, Gründer der Wiener Quantified-Self-Gruppe, versucht mithilfe der Selbstüberwachung gesünder und produktiver zu werden. Selbst die Beziehung wird getrackt.

Alois Pumhösel

Ich schaue in einen Spiegel, der die Realität darstellt“, sagt Bart de Witte. Sein Spiegel besteht aus Zahlen und Zeitreihen, aus Kurven und Diagrammen. Sie bilden seine gesundheitliche Verfassung ab, seinen Stoffwechsel, die Mikroben in seinem Darm. Sie beinhalten, wie fit er ist, was er isst, wie gut er schläft. Sie zeigen seine Produktivität und den Verlauf seiner Stimmungen. Neuerdings sammelt er sogar Daten über seine Beziehung. Dieser Spiegel, so de Witte, verhindere, dass er sich selbst belügt. „Wer sich nur auf sein Gefühl verlässt, läuft Gefahr, sein Spiegelbild aufzupolieren und sich schöner zu machen, als er ist.“

Bart de Witte, beim IT-Konzern IBM als Manager für den Gesundheitsmarkt in Zentral- und Osteuropa zuständig, hat den Wiener Ableger der Quantified-Self-Bewegung gegründet. In diesem weltumspannenden Netzwerk finden Menschen Austausch, die mithilfe von Apps, Self-Trackern und Sensortechnik Daten über sich selbst aufzeichnen, analysieren und auswerten. Das Ziel: Selbstoptimierung durch Zahlen.

Der in Belgien geborene IT-Manager hat bereits 2008 mit der Selbstüberwachung begonnen. Auslöser war ein Gentest, der neben der Neigung zur Hauterkrankung Psoriasis ein erhöhtes Risiko für Typ-2-Diabetes ergab. „Ich kannte diese Vorbelastung aus dem Familienkreis. Aber wenn man die Wahrscheinlichkeit in Zahlen vor sich hat, fühlt sich das anders an. Es wird persönlich“, blickt de Witte zurück. „Mir war klar, dass ich keine Gewissheit hatte, dass die Krankheit tatsächlich ausbricht. Mit einem Körpergewicht von fast 100 Kilo hatte ich aber ein noch höheres Risiko. Ein Risiko, das zum Teil in meinen eigenen Händen lag.“ Zuerst nutzte er eine Fitness-App, die beim Laufen Kalorien zählt. Er schaffte eine Waage an, die die Messdaten sofort ans Heimnetzwerk schickt. „Ich habe als soziales Experiment sogar mein Gewicht automatisch in die Welt twittern lassen.“

18 Kilo habe er verloren. Er weitete die Selbstvermessung aus, sammelt seither Daten per Schlafracker und Diättagbuch. „Ich bin oft in Hotels, guter Schlaf ist mir wichtig.“ Er begann die Daten mit einem Statistik-Tool in Zusammenhang zu bringen. „Ich dachte, wenn ich abends etwas leichtes wie Fisch esse, ist das gut. Aber die Analyse ergab das Gegenteil. Offenbar wirkt sich das Vitamin D im Fisch negativ auf meinen Schlaf aus. Seit ich melatoninreiche Früchte esse, schlafe ich besser.“

Heute erhebt de Witte sogar Stoffwechseldaten, indem er sich täglich Blutropfen abnimmt und zur Auswertung schickt. Er überwacht Produktivität und Prokrastination bei der Nutzung seines Handys. Und er

plant, den Service eines Start-ups zu nutzen, das regelmäßig Stuhlproben untersucht.

Bisher verborgene gesundheitliche Zusammenhänge zu entdecken ist ein Ziel der akribischen Selbstüberwachung. Erkenntnisse und Erfahrungen werden bei den Quantified-Self-Treffen geteilt, daneben werden neue Technologien präsentiert. Weltweit treffen sich etwa 45.000 Mitglieder in 160 Gruppen. De Witte konnte in Wien bereits etwa 200 Leute zumeist aus dem IT-Bereich, der Medizin und der Psychologie um sich scharen. „In den USA sind aus den Gruppen bereits Start-ups entstanden, die Ideen für neue Tools umsetzen“, sagt er.

Die Technik ließe zu, dass man wissenschaftliche Methoden auf sich selbst anwenden kann und damit präziser als die klassische Medizin ist. Körper sind nicht genormt. Mit der Selbstvermessung könne jeder seiner eigenen biologischen Variation Rechnung tragen. Allerdings werde ein Monitoring, wie es de Witte betreibt, nie zum Massenphänomen werden. Das sei ihm klar. Er plädiert vielmehr für eine Integration der Selbstüberwachungsstrategien ins medizinische System. „Die hilfreichen Apps, etwa zur Blutzuckerkontrolle bei Diabetikern, sollten von Ärzten verschrieben werden.“ Der Arzt könne dann jederzeit auf die Daten zugreifen und als Coach dienen.

Und die Datensicherheit? Die Gefahr, dass das digitale Spiegelbild von windigen Firmen verhökert wird? „Ich hatte selbst eine App eines Unternehmens, das pleitegegangen ist. Ich habe damit jahrelang in der Früh Fragen zur Schlafqualität beantwortet“, so der Manager. „Ich habe in den ‚Terms and Conditions‘ nachgelesen, dass die persönlichen Daten bei einem Verkauf mitübernommen werden.“ Viele Kaufsummen von US-Start-ups seien deshalb so hoch, weil nicht die App, sondern der mitgekaufte Datenbestand so wertvoll ist.

Cardio-T-Shirt und Smart Toilet

„Ich schaue jetzt jedes Mal, wo sich die Firma befindet und präferiere europäische Start-ups – auch wegen des Patriot Act in den USA, der zur Datenweitergabe an Sicherheitsbehörden verpflichtet“, so de Witte. Als IBM-Manager und App-Nutzer hofft er, dass die Gesundheitssysteme in Europa eigene Clouds mit eigenen Datenschutzregeln etablieren, wo Apps ihre Daten abladen und etwa auch Österreichs elektronische Gesundheitskarte Elga integriert wird.

De Witte ist überzeugt, dass Endverbraucher künftig mehr diagnostische Möglichkeiten haben: Tools, die den Atem testen, um Magengeschwüre zu orten; T-Shirts, die das Herz überwachen; Unterwäsche, die Schweiß analysiert; eine Smart Toilet, die alles untersucht, was man dort zurücklässt. Vielleicht werde es sogar Scanner geben, die die Inhaltsstoffe des Essens auflisten. Die Menschen werden Früherkennung betreiben und nicht nur zum Arzt gehen, wenn sie krank sind. „Die reaktive und episodische Medizin wird von einer präventiven und kontinuierlichen abgelöst.“

Selbst die Qualität der Zweisamkeit könne zum Datenset werden. De Witte: „Meine Partnerin ist Psychologin. Wir experimentieren damit, unsere Beziehung zu quantifizieren und beantworten täglich 18 Fragen. Haben wir uns in die Augen gesehen? Haben wir etwas voneinander gelernt? Wie steht es um die Intimität? Nach einem Jahr wollen wir das analysieren.“

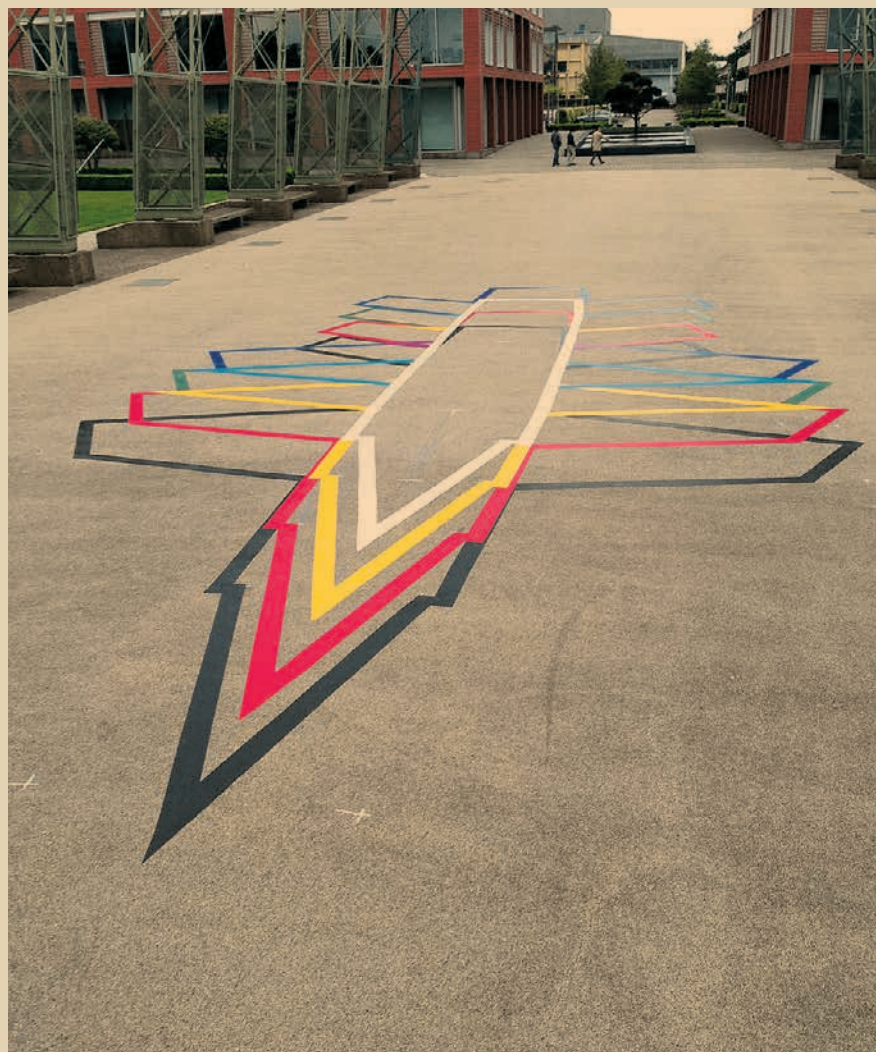


Foto: James Bridle

„Rainbow Plane 001“, Farnborough: Stilisierte 1:1-Installation des britischen Forschungsflugzeugs Miles M.52 – wie es fliegend via Satellitenfoto aussähe.

Karriere Einblicke



Driving the Future – Nachhaltige Innovationen können nur durch Gestaltungsfreiraum, modernste Entwicklungswerkzeuge und Teamwork entstehen.

Dr.-Ing. Andreas Braun
Systemingenieur Batterie
AVL

AVL

INHALT

Algorithmen: Personalvermittler im Wandel von Big Data Seite K 2

Kinderuni: Wenn die Anakonda reglos wartet, bis es Essen gibt Seite K 12

Konzept Kritische Pädagogik: Lernen ohne Belehrung Seite K 13

Jobsplitter finden Sie auf Seite K 12

Folgen Sie Dr.-Ing. Andreas Braun Systemingenieur Batterie bei AVL und lernen Sie seinen Werdegang kennen – via QR-Code oder direkt auf derStandard.at/KE201526 bzw. auf www.avl.com/jobs.



Warum und wie Arbeitnehmer von Detektiven überwacht werden



„Drone Shadow 006“ ließ der Künstler James Bridle im Londoner Stadtteil Brixton 2013 anlässlich der Premiere des Dokumentarfilms „Dirty Wars“ (Autor Jeremy Scahill) landen.

Der überwachte Mitarbeiter

Bei Überwachung durch den Arbeitgeber geht es in den allermeisten Fällen um Krankenstandsmissbrauch. Detektive dürfen Arbeitnehmern an öffentliche Orte folgen, vor der Haustür ist aber Schluss.

Lara Hagen

Das Arbeitnehmer von Detektiven überwacht werden, ist keine Seltenheit. Nur wenige Fälle gelangen aber an die Öffentlichkeit – so wie im Dezember 2013, als zwei Palmers-Mitarbeiterinnen im Krankenstand ausspioniert und gekündigt wurden. Die Arbeiterkammer klagte und war erfolgreich. Ein anderer Arbeitnehmer wurde entlassen, weil er – trotz Burnout – auf einem Rockkonzert war. Der Mann klagte und bekam ebenfalls Recht: Laut OGH stand der Konzertbesuch nicht im Widerspruch zum Krankenstand, da die Genesung dadurch nicht behindert wurde und er vom Arzt davor auch erlaubt worden war.

Die beiden Fälle zeigen: Bei der Überwachung von Arbeitnehmern geht es häufig um Krankenstandsmissbrauch – in selteneren Fällen um Wirtschaftsspionage oder Schulden, sagt Berufsdetektiv Thomas Sturm.

Wie weit dürfen Arbeitgeber aber bei der Überwachung von Mitarbeitern gehen? Wo endet legitime Kontrolle, wann wird Menschenwürde verletzt?

In Deutschland entschied das Bundesarbeitsgericht Anfang dieses Jahres, dass ein Bauchgefühl des Arbeitgebers noch keine Grundlage für eine Überwachung darstellt.

In Österreich gibt es kein solches Gesetz – Thomas Rauch von der sozialpolitischen Abteilung der Wirtschaftskammer hält dies nicht für nötig: Beobachtung sei immer Teil des Arbeitsverhältnisses. „Bräuchte man Beweise für den Einsatz eines Detektivs, würde das den Einsatz ja ad absurdum führen. Dem Krankenstandsmissbrauch wird ohne Kontrolle Tür und Tor geöffnet.“ Dennoch rate man nicht per se zum Einsatz.

Für die Arbeiterkammer bedeutet verdeckte Überwachung von

Arbeitnehmern durch Detektive grundsätzlich einen Eingriff in die geschützte Privatsphäre, der nur dann erfolgen dürfe, wenn ein konkreter Verdacht besteht, sagt Karmen Ried von der Abteilung Rechtsschutz der Arbeiterkammer Wien.

Es falle auf, dass immer wieder von den Rechten des Dienstnehmers gesprochen werde, dabei aber übersehen werde, dass ein Fehlverhalten dem Dienstgeber einen Schaden zufüge und dieser natürlich das Recht habe, diesen Schaden abzuwehren, sagt Lukas Helmberger, Präsident des Österreichischen Detektivverbandes. „Die Gewerbeordnung normiert eindeutig, dass Berufsdetektiven ‚die Beobachtung und Kontrolle der Treue von Arbeitnehmern‘ erlaubt ist.“

Ganz klar untersagt ist jedenfalls die Überwachung im Privatbereich, also das Betreten des

Grundstücks, des Hauses oder der Wohnung. Detektive dürfen den Zielpersonen aber in Cafés und an andere öffentliche Orte folgen.

Wie viele Arbeitnehmer von Detektiven überwacht werden, hat die Wirtschaftskammer nicht erfasst. Laut Rauch könnten die Einsätze in Zukunft aber weniger werden. Dieses Vorgehen sei hauptsächlich sinnvoll, wenn es um die Abfertigung alt geht, also viel Geld im Spiel ist. „Sonst dreht es sich ja nur um die Kündigungsfrist, da ist für die Unternehmen nicht so viel Risiko dabei.“

Ein aktuelles Beispiel warf die Frage nach technischer Überwachung auf: Ein Mitarbeiter des Sportartikelhändlers Sports Direct wurde während des Krankenstands überwacht, an seinem Fahrzeug wurde außerdem ein GPS-Sender angebracht, sagte er dem *Profil*. Kurz nach seinem Wiedereintritt in die Firma bekam er die fristlose Entlassung.

Technische Kontrolle wie GPS-Sender oder Kameras am Arbeits-

platz benötigen eine Zustimmung des Betriebsrates in Form einer Betriebsvereinbarung. Nachsatz: wenn die Menschenwürde berührt wird. Das sorgt natürlich für Interpretationsspielraum.

„Beim Einsatz von GPS-Sendern kann automationsunterstützt ein lückenloses personenbezogenes Bewegungsprofil erstellt werden, und das relativ einfach und kostengünstig“, sagt Martina Chlestil von der AK Wien. In so einem Fall sei also nicht nur zu untersuchen, ob ein Einsatz arbeitsrechtlich zulässig war – auch datenschutzrechtlich sei eine Überprüfung notwendig.

Was heute durch technische Hilfsmittel schon alles möglich ist, sei schon ein bisschen gruselig, sagt auch Detektiv Sturm. Die Datenverwendung privater Ermittler geschehe ja nicht willkürlich, sondern diene der Aufklärung illegaler Tatbestände. Ein immer größeres Datenmonopol des Staates ist für ihn deswegen „höchst bedenklich“.



WILLKOMMEN



DER ZUKUNFT.

Für unser INTERSPAR Restaurants im Großraum Wien suchen wir genau Sie als neue Kollegin bzw. neuen Kollegen – oder besser gesagt: als MitgestalterIn unserer gemeinsamen Zukunft.

Restaurantleiter m/w

Was Sie mitbringen müssen:

- Abgeschlossene Berufsausbildung als Koch
- Mehrjährige Berufserfahrung in leitender Position
- Freude am Umgang mit Gästen
- Motivierende Mitarbeiterführung
- Unternehmerisches Denken und Handeln
- Verantwortungs- und Qualitätsbewusstsein

Was Sie erwarten können:

- Angenehmes, familiäres Arbeitsklima
- Zahlreiche Sozialleistungen eines großen österreichischen Unternehmens
- Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten im konzerneigenen Gastro-College
- Ein Grundgehalt, das sich an Ihrer Qualifikation und Ihrer Berufserfahrung orientiert. Das Grundgehalt beträgt laut Kollektivvertrag 2.219,- Euro brutto pro Monat. Überzahlung möglich.

IN ZUKUNFT INTERSPAR.

Wollen auch Sie ein Teil der INTERSPAR-Familie werden? Dann freuen wir uns über Ihre schriftliche Bewerbung.

INTERSPAR Gastronomie
Herr Roman Schlögl
Europastraße 3, 5015 Salzburg
roman.schloegl@interspar.at

Restaurantleiter-Stv. m/w

Was Sie mitbringen müssen:

- Abgeschlossene Berufsausbildung als Koch
- Freude am Umgang mit Gästen
- Motivierende Mitarbeiterführung
- Unternehmerisches Denken und Handeln
- Verantwortungs- und Qualitätsbewusstsein

Was Sie erwarten können:

- Angenehmes, familiäres Arbeitsklima
- Zahlreiche Sozialleistungen eines großen österreichischen Unternehmens
- Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten im konzerneigenen Gastro-College
- Ein Grundlohn, der sich an Ihrer Qualifikation und Ihrer Berufserfahrung orientiert. Der Mindestlohn beträgt laut Kollektivvertrag 1.750,- Euro brutto pro Monat. Überzahlung möglich.

INTERSPAR



KUNST HALLE KREMS

Künstlerische Leitung (m/w) Kunsthalle Krems

Die Kunsthalle Krems versteht sich als Ausstellungshaus gewichtiger Positionen internationaler aber auch nationaler zeitgenössischer Kunst in Österreich und der Centropo-Region.

Die **Kunsthalle Krems** als Teil der **Kunstmeile Krems Betriebsges.m.b.H.**, ein Tochterunternehmen der NÖ Kulturwirtschaft GesmbH., sucht nun ab 01. Juli 2016 eine **neue künstlerische Leitung (m/w)**. Die Position ist auf 5 Jahre befristet. Ab der Wiedereröffnung der Kunsthalle Krems nach Umbau, voraussichtlich im Herbst 2017, zeichnet die neue künstlerische Leitung für die Programmstrategie und das künstlerische Programm verantwortlich. Die neue künstlerische Leitung wird gemeinsam mit der Geschäftsführung die Kunsthalle Krems in konsequenter inhaltlicher und terminlicher Abstimmung mit den anderen künstlerischen LeiterInnen der Kunstmeile Krems Betriebsges.m.b.H. maßgeblich künstlerisch weiterentwickeln und bestmöglich positionieren.

Das Aufgabengebiet

Es geht um die konsequente Weiterentwicklung und Akzentuierung der künstlerischen Programmstrategie und die Sicherstellung einer gleichermaßen regionalen und überregionalen Verankerung des Hauses mit internationaler Strahl- und Anziehungskraft. Die optimale Nutzung von inhaltlichen, zielgruppenmäßigen und kommunikativen Synergien mit anderen lokalen, nationalen und internationalen Kunstinstitutionen (wie z. B. donaufestival) sind wesentliche Bestandteile Ihrer Tätigkeit.

Weiters sind Sie für die Erstellung und Umsetzung des konkreten künstlerischen Ausstellungsprogramms samt allfälligen begleitenden Publikationen gemeinsam mit der Geschäftsführung und dem Team der Kunsthalle Krems zuständig. Zudem erstellen Sie künstlerische Programme z. B. im öffentlichen Raum und/oder an Ersatzausstellungs-Orten in der Phase des Umbaus der Kunsthalle Krems.

Das Anforderungsprofil

Wir suchen nach ausgewiesenen ExpertInnen mit hoher Akzeptanz in der nationalen und internationalen avancierten, zeitgenössischen, bildenden Kunstszene sowie in der Kommunikation bzw. Vermittlung zeitgenössischer, bildender Kunst. Mehrjährige Erfahrung in der künstlerischen Führung namhafter Ausstellungshäuser und in der Konzeption, Organisation und Durchführung von (größeren) Ausstellungen setzen wir ebenso voraus wie hervorragende Kontakte zu nationalen wie internationalen KünstlerInnen, Ausstellungshäusern/Museen, Sammlungen, Veranstaltern, Kunstinstitutionen, Sponsoren und Medien.

Für diese Position ist als Richtwert ein Gehalt von jährlich brutto EUR 85.000,- vorgesehen. Eine Überzahlung ist abhängig von Ihrer beruflichen Qualifikation und Erfahrung möglich. Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung bis spätestens 15. September 2015 (einlangend) z. H. Frau Mag. Martina Schabasser ausschließlich per E-Mail unter personal@noeku.at.

Nähere Informationen zu dieser Stellenausschreibung finden Sie im Karriereportal unter www.noeku.at!

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH





Foto: Plo Pichler

Die Künstlerin Michaela Bruckmüller wohnt in einer Erdgeschoßwohnung im neunten Bezirk. Vorhänge besitzt sie nicht, dafür hört sie gerne bei Gesprächen unter ihrem Fenster zu.

Ich werde dieses Platzerl fürchterlich vermissen

Die Künstlerin **Michaela Bruckmüller** wohnte bereits in Schaufenstern. Heute lebt sie im neunten Wiener Bezirk im Erdgeschoß. Sie spielt gerne mit dem Phänomen der Beobachtung. **Wojciech Czaja** schaute zu.

„Im Alltag spielt es eigentlich keine Rolle. Wenn man darüber redet, wird es einem wieder bewusst: Ich wohne im Erdgeschoß, mitten im Neunten und ohne Vorhänge. Man schaut rein, man schaut raus, ich finde das Kräfteverhältnis ausgeglichen, wobei ich mich erinnern kann: Als ich das erste Mal in Holland war, habe ich mit offenem Mund in die Wohnungen hineingegafft. Ich habe es nicht fassen können, dass die Menschen dort so ein entspanntes Verhältnis zur Schnittstelle zwischen Öffentlichkeit und Privatheit haben. Bei uns würde das je nach Standpunkt an Exhibitionismus oder Überwachung grenzen. Ich finde diese Haut zwischen innen und außen, zwischen offen und geschlossen, zwischen privat und öffentlich sehr spannend. In meiner Arbeit ist das immer wieder ein Thema. Besonders fasziniert mich, wenn der Straßen-

raum als Wohnzimmer verstanden wird. Manche breiten sich aus, nehmen den Raum in Besitz, bleiben unter meinem Fenster stehen und führen die intimsten Gespräche – als ob das Haus keine Fenster hätte. Dramen haben sich da schon abgespielt.

Ich höre gerne mit, ich kann gar nicht anders, ich mag das. Das ist wie Radio. Im Dezember hatte ich einen schweren Radunfall und musste drei Monate auf der Couch liegen. Da habe ich den neunten Bezirk und seine Protagonisten von einer ganz neuen Seite kennengelernt. Nach einigen Wochen hat sich ein richtiges Soziogramm ergeben. Da frage ich mich, wer hier wen beobachtet.

Ich spiele gerne mit dem Phänomen der Beobachtung. 2012 wurde ich vom Offenen Haus Oberwart eingeladen, eine Kunstinstallation zu machen. Das Projekt sollte sich mit dem Leerstand und dem Wegsterben des Ortskerns befassen. Wie stellt man am besten dar, dass hier einmal Leben war, dass der Dorfplatz eigentlich ein Ort der Kommunikation sein sollte? Also habe ich meine sieben Sachen gepackt und bin für ein

paar Tage und Nächte in die Auslage eines leerstehenden Ladens gezogen – samt Sessel, Tischlerl, Kocher, Kasterl, Teppichboden und Matratze.

Immer wieder haben mir Leute was zum Essen vorbeigebracht. Einmal hat ein Mann am Abend an die Glasscheibe geklopft und geschrien: „Mädel, was tust du da drinnen? A Wahnsinn! Hast ka Wohnung?“ Ich habe die Zeit sehr genossen, aber das Sich-zur-

Schau-Stellen war extrem anstrengend. Nach einiger Zeit war ich geistig und körperlich erschöpft, die ganze Zeit unter Strom und unter Beobachtung. Selbst das In-der-Nase-Bohren will wohlüberlegt sein. Gegen Ende des Projektes bin ich dann sogar richtig aggressiv geworden.

Im Idealfall schafft man es, den Stau in einen kreativen Prozess umzuleiten, im schlechtesten Fall tritt der Überdruck ganz anders in Erscheinung, auf eine sozial untragbare Art – mit Gewalt, mit Phobien, mit Amokläufen. Auf welche Zukunft steuern wir mit unserer Überwachungskultur zu?

Ich bin schon wieder auf dem Sprung, raus aus dieser 90 Quadratmeter großen Wohnung mit kaltem Boden, hin zu einer gut beheizbaren Wohnung im Grünen. Oder vielleicht im Brunnenviertel in Ottakring. Ich bin zwiespältig, mein ewiges Dilemma. Ich will immer das, was ich nicht habe. Schizophrene Züge, Tendenz steigend. Aber das passt schon, so gibt es stets unerfüllte Wünsche, die den Willen produzieren, weiterzugehen. So bleibt das Leben in Bewegung. Ich weiß jetzt schon, dass ich mein Erdgeschoßfensterplatzerl mit Buch und Häferl eines Tages fürchterlich vermissen werde.



Wohnen am Kaasgraben

DIE ÜBERWACHTEN BÜRGER



- Eigentumswohnungen in exklusiver Villenbauweise
- Anspruchsvolles Design
- 45-181 m² Wohnfläche
- Balkon, Terrasse oder Garten
- Modernste Technik & Ausstattung
- Tiefgarage

Kaufpreis auf Anfrage
HWB 38,00 kWh/m²a B

Für nähere Informationen kontaktieren Sie bitte **Frau Mayrhofer-Grünbühel** unter +43-1-512 76 90-414 oder b.mayrhofer@ehl.at

www.wohnung.at

Wir leben Immobilien.



STANDARD EXKLUSIV



Wohnungen ohne Einrichtung, Möbellehre beispielhaft.

Wohnen aus Leidenschaft ...

Residenz am Nussberg

01 535 01 01

1190 Wien, Nussberggasse 2c, Mietappartements von 130 m² bis 220 m²

Exklusive Appartementobjekte bieten moderne Architektur, großzügige Fensterfronten, Blick über Wien, Echtholzböden, Schieferstein-Kamine, funktionelle Küchen, Garagenplätze, überdachte Wege, exklusiver Spa-Bereich, Sauna und Dampfbad, Indoor- und Outdoor-Pool, eigene Kellerabteile sowie viele liebevolle Details.

Wohnen kann so schön sein ...

generalirealestate.at



Wohnungen Büros Geschäftslokale Hausverwaltung

IMMOBILIENMÄRKTE PREISSPIEGEL DER WKÖ



Foto: Putschogl

Die Mieten für Büroflächen stiegen im bundesweiten Durchschnitt von 2013 auf 2014 um 2,3 Prozent. In Niederösterreich gab es mit einem Plus von 14,6 Prozent den mit Abstand stärksten Zuwachs.

Immopreise: Geschäftsmieten billiger, Baugrundstücke teurer

Büromieten stiegen von 2013 auf 2014 im Schnitt um 2,3 Prozent. Die Durchschnittspreise für Betriebsbaugründe schwanken zwischen 30 und 500 Euro. Die Mariahilfer Straße konnte bei Passantenfrequenzen zulegen.

Vor wenigen Tagen präsentierte der frischgebackene Fachverbandsobmann der Immobilien-treuhänder in der WKÖ, Georg Edlauer, den neuesten WKÖ-Immobilienpreisspiegel für 2015. Wie berichtet, hatte Edlauer erst im Mai Thomas Malloth an der Spitze des Fachverbands abgelöst. Edlauer berichtete von stagnierenden Mieten und Kaufpreisen, insbesondere in den Ballungsräumen, sowie von relativ stark steigenden Preisen bei Baugrundstücken für freistehende Einfamilienhäuser. Diese legten von 2013 auf 2014 demnach im bundesweiten Schnitt um 4,5 Prozent zu. Im Durchschnitt kostete im Vorjahr ein Quadratmeter Baugrund (bei freilich enormen Unterschieden je nach Standort) 251,20 Euro, nach 240,30 Euro im Jahr 2013. In Wien zog der Durchschnittspreis von 574 auf 592 Euro an.

Gewerbepreise stabil

Was den Markt für gewerbliche Immobilien betrifft, so sind die Preise für Büroflächen, Geschäftslokale und Betriebsgrundstücke

„fast gleichgeblieben“, sagte Edlauer. Stellvertreter Reinhold Lexer, Bauträger in Wien und Klagenfurt. Abgesehen von Wiener Toplagen seien Betriebsbaugründe derzeit in Salzburg und Innsbruck mit jeweils um die 500 Euro je Quadratmeter am teuersten, während man in St. Pölten (30 Euro) und Klagenfurt (50 Euro) am billigsten kaufen könne. Im bundesweiten Schnitt berappte man im Vorjahr 122,50 Euro, was einem leichten Plus von 1,8 Prozent entsprach. Lexer wies aber darauf hin, dass billige Baugründe keine Garantie für Betriebsansiedlungen seien; „es braucht auch qualifizierte Arbeitskräfte“.

Büromieten stiegen um 2,3 Prozent und lagen zuletzt bei 7,3 Euro netto. Die deutlichsten Anstiege gab es hier in Niederösterreich (+ 14,6 Prozent auf sieben Euro) und Wien (+ 4,8 Prozent auf 10,5 Euro). Gesunken sind die Büromieten in Vorarlberg (-1,5 Prozent) und im Bundesland Salzburg (-1,3 Prozent), wobei es in der Stadt Salzburg ein stärkeres Minus von gleich 6,3 Prozent gab.

Die Mieten für Geschäftslokale gingen im Vorjahr leicht zurück, nämlich im bundesweiten Schnitt um 0,4 Prozent auf 10,6 Euro je Quadratmeter. Stark gefordert seien Konzepte für leerstehende Geschäftslokale in den Seitengassen der Innenstädte, so Lexer. Diese können sehr oft wegen fehlender Passantenfrequenz nicht mehr vermietet werden.

Mehr Passanten in „Mahü“

Diesbezüglich positive Nachrichten für die Kaufleute der Mariahilfer Straße hatte aber Constanze Schaffner von City-Team Stadt- und Standortentwicklung. Sie untersucht alljährlich im Oktober die Frequenzen in österreichischen Innenstädten. Nummer eins war zuletzt weiterhin der Wiener Stephansplatz mit 338.200 Passanten in einer Woche (Montag bis Samstag 8 bis 19 Uhr, Personen über 15 Jahre). Relativ knapp dahinter ist aber schon die Mariahilfer Straße mit 311.000 Passanten und einem Plus von acht Prozent. Auf Platz drei folgt die Linzer Landstraße mit 230.000 Passanten, was einem Plus von sogar neun Prozent entsprach. Linz hat damit die Maria-Theresien-Straße in Innsbruck (224.600) überholt, die in den Jahren zuvor ihrerseits ein rasantes Wachstum hingelegt hatte. (mapu)

Wenn Bewohner ihre vier Wände überwachen wollen

Zur Urlaubszeit wollen viele Menschen eine Alarmanlage

Franziska Zoidl

Jeder kennt irgendjemanden, dem es irgendwann passiert ist: Die Täter kamen im Schutz der Dunkelheit, durchwühlten Wohnung oder Haus und nahmen mit, was nicht niet- und nagelfest war. Zurück blieb neben dem finanziellen Schaden auch das unbeagliche Gefühl, dass jemand in den persönlichen Rückzugsort eingedrungen ist.

Daher ist die nahende Urlaubs-saison eine besonders stressige Zeit für Hans Hofbauer. Laut dem Obmann der Fachgruppe der Alarmanlagengerichter in der Wirtschaftskammer Wien wollen derzeit besonders viele Menschen ihr Zuhause absichern. Die aufmerksamen Nachbarn oder der kläffende Hund ziehen bei den Kriminellen von heute kaum mehr, glaubt Hofbauer.

Bei Neubauten können zwar bauliche Maßnahmen gesetzt werden, etwa durch die Verwendung von Sicherheits-glas. Eine immer beliebter werdende Option ist aber auch eine Alarmanlage.

Zwischen drei und vier Wochen dauert es in der Hochsaison, bis eine solche installiert ist. Für eine „nicht exponierte“ Wohnung, die weder im Dach- noch im Erdgeschoß liegt und über keinen Balkon verfügt, kalkuliert Hofbauer rund tausend Euro für ein einfaches System.

Billigere und raschere Lösungen gibt es im Handel schon um einige hundert Euro. Hofbauer findet das naturgemäß nicht gut: „Da montiert einer drei Bewegungsmelder, und das war's dann.“ Die Billiganlagen würden ohne Schulung und Bedienungsanleitung verkauft – und Einbrecher somit leichtes Spiel bieten.

Wer etwas mehr Geld investieren will, dem rät er, Fachleute zu engagieren, die beispielsweise nach dem Regelwerk ÖVE R2 vorgehen. Sie bieten eine Risikoanalyse, bei der die Schwachstellen des Zuhauses erhoben werden. Am Ende steht eine Empfehlung: „So kann man sich gründlich überlegen, wie man seine Wohnung schützt, und ist sich dann auch des Restrisikos bewusst.“

Der Experte versucht, für seine Risikoanalysen selbst wie ein Tä-

ter zu denken: „Ich sage immer: Ich bin der beste Einbrecher Österreichs.“ Besonders gefährdet seien Gebiete mit einer schnellen Autobahnanbindung. „Und viele Leute machen den Fehler, dass sie sich mit Sträuchern und Bäumen einigeln. Ein bisschen Einsicht sollte es aber immer geben, um den Täter nicht stundenlang allein zu lassen.“

Bei alleinstehenden Häusern rät Hofbauer zur „Zwiebelsicherheit“ mit elektrischen Hilfsmitteln wie Bewegungsmeldern und Sirenen und mechanischen Hilfsmitteln wie einem Zweitschloss, um so die „Interventionszeit“ zu verlängern: „Je mehr ich den Tätern entgegensetzen kann, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht zu mir, sondern zu meinem Nachbarn gehen.“

Zur Auswahl stehen unterschiedliche Systeme, die mittels Verdrahtung, Funk oder Hybrid funktionieren. Funkanlagen sind bei der Installation am unkompliziertesten, dafür etwas teurer. „Man kann Funk aber stören, weil es keine sichere Verbindung ist“, gibt Hofbauer zu bedenken – auch wenn er von einem derartigen Vorgehen von Einbrechern noch nie etwas gehört hat. Wer wirkliche Werte schützen wolle, brauche aber zumindest eine Hybridanlage.

Videoüberwachung

Mittlerweile kann auch auf eine Überwachung mittels Videokamera samt Bewegungsmeldern zurückgegriffen werden. „Das kann aber immer nur ein Zusatz sein“, betont Hofbauer. Denn im Grunde habe man nichts davon, zu wissen, wie die Einbrecher ausschauen, die die Wohnung ausräumen. Auch die Polizei könne damit meist wenig anfangen. Selbst At-trappen gibt es: „Die erkennen die Täter aber sofort.“

Wer mit einem professionellen Errichter zusammenarbeite, schränkte sich laut Hofbauer in der persönlichen Freiheit nicht ein. Auch die Gefahr von Fehlalarmen sei bei einer guten Schulung gering. „Es gibt für alles Lösungen“, sagt er – auch für Menschen, die in der Nacht bei gekipptem Fenster, aber mit „scharfgemachter“ Alarmanlage schlafen wollen.



STANDARD EXKLUSIV



DAMIT IHR NEUES BÜRO EIN STATEMENT UND NICHT NUR EIN ARBEITSPLATZ IST!

VERMIETUNG 05 99 98 9990
vermietung@signa.at



GOLDENES QUARTIER

Ihr Business-Standort mit Prestige

TUCHLAUBEN/SEITZERG.
ab 250m²



HAUS AN DER WIEN

Arbeiten in erster Reihe fußfrei

VORDERE ZOLLAMTSSTR. 13
ab 350m²



THE ICON VIENNA

Die Adresse, die ein Zeichen setzt

HAUPTBAHNHOF
ab 300m²



IZD TOWER

Inmitten der grünen Lunge Wiens

WAGRAMERSTR. 19
ab 400m²



RIVERGATE

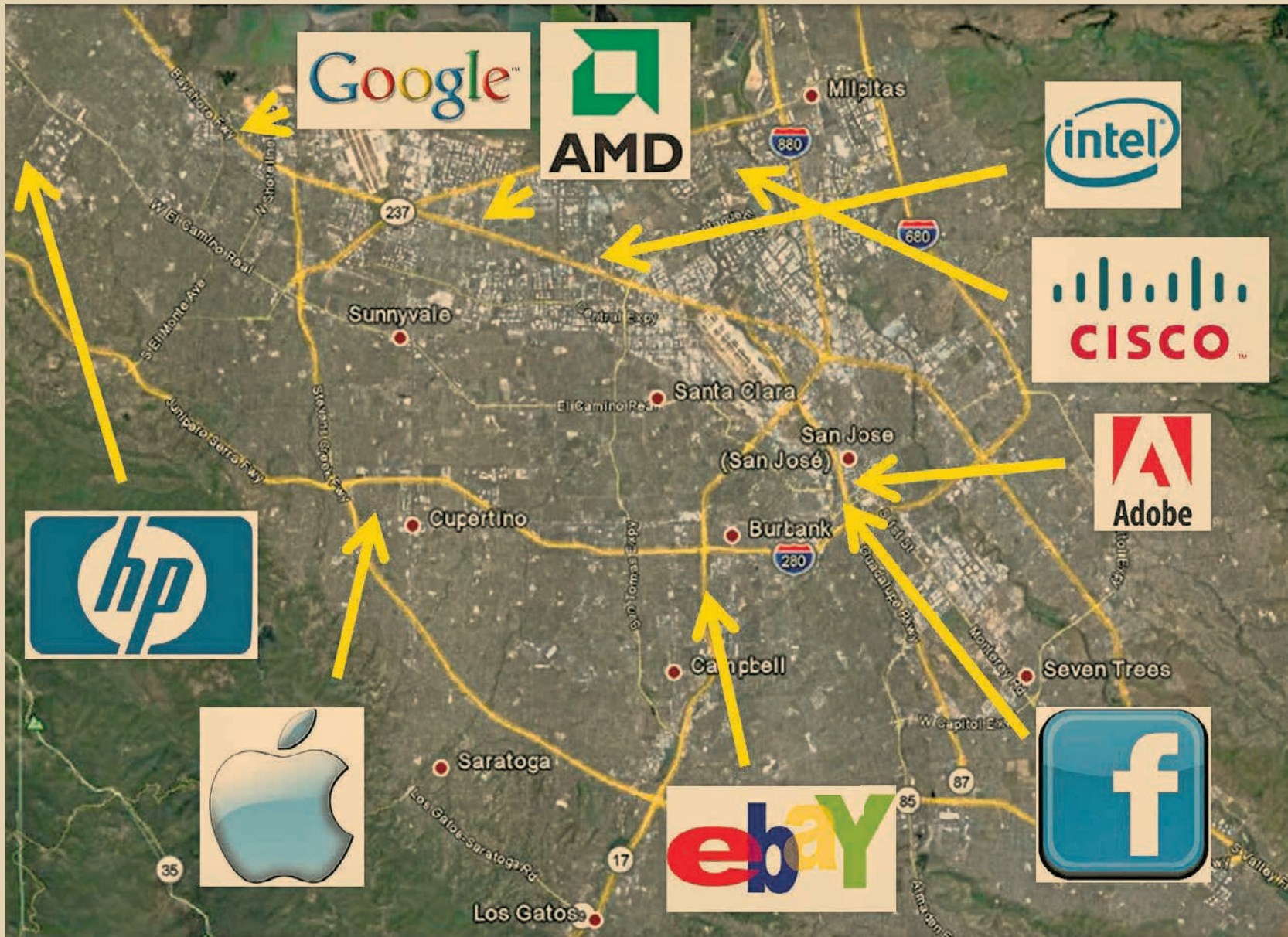
Mitarbeiterfreund-lichste Infrastruktur

HANDELSKAI 92
ab 250m²

Essay „Analog ist das neue Bio“ heißt das Buch des Berliner Autors **Andre Wilkens**. Über Praktiken der Entnetzung. **A 3**

Literatur Die Schriftstellerin **Anna Kim** über Überwachung, Privatheit und die Gleichmacherei in der Digitalwelt. **A 4**

Architektur Überall Kameras, alles in Ordnung hier. Eine Reportage aus der Disney-Retortenstadt **Celebration**. **A 8**



Das Valley: Ein Kranz aus mächtigen Weltkonzernen hat sich zwischen San Francisco und San José gebildet.

Foto: Samykolon

Im Tal der guten Vorsätze

Die Digitalisierung war erst der Anfang: Im Silicon Valley arbeiten glühende Technokraten und Weltverbesserer an der Abschaffung der alten Welt. Ein Besuch auf der Kommandobrücke der Menschheit.

Christoph Prantner

Sensoren für Satelliten, die Entwicklung kleinräumiger Landwirtschaft, Palmöl und mobile Trainingseinheiten für Non-Profit-Organisationen. Ja, natürlich, alles mit Kameras und Smartphones vernetzt. 250 Millionen Dollar. Viel? Google hat unlängst in einem anderen Projekt 500 Millionen in den Sand gesetzt! Am Nebentisch: „Doppelstelliges Umsatzwachstum pro Quartal, schlanke Managementstrukturen, hohe Effizienz, Cash-flow, Seed-Investments und – leider, leider – äußerst kopfscheue Wagniskapitalgeber, die ihr Geld zurückziehen.“ Die Dritten: „Ist das Geschäftsmodell skalierbar? Weltweit – ja, was denn sonst?“

Coupa Café, Downtown Palo Alto, Kalifornien. Auf der Ramona Street surren beinahe lautlos elektrisch angetriebene Tesla-Limousinen vorbei. Eine aufgedreht freundliche Bedienung, die wirkt, als hätte sie an diesem frühen Nachmittag bereits zwei, drei Espresso zu viel intus, zeichnet kleine Kunstwerke auf den Milchschaum von Cappuccinos und Lattes to go. Vor dem Kaffeehaus,

über den kleinen Tischchen, auf denen kaum mehr als zwei Teller und zwei Tassen Platz finden, wabert eine Soundcloud aus Geschäftigkeit, verwegenen Plänen und Sendungsbewusstsein. Niemand kann weghören, niemand dem mitreißenden Sog der Gesprächsfetzen entkommen.

Im elitären Klub

Im Coupa Café materialisiert sich der Geist des Silicon Valley über Erdbeer-Schoko-Crêpes mit Schlagobers. Agenten dieses Geistes sind der Inder, der ununterbrochen Salven seines maschinengewehrschnellen Englisch auf einen weißhaarigen Amerikaner mit Apple-Watch abfeuert. Agenten sind auch die junge Frau und der junge Mann, die über revolutionäre Satellitentechnik sprechen und nebenbei etwas unbeholfen miteinander flirten; der gebückte Herr, der auf seinem MacBook Air an den Tortengrafiken in seiner Bitcoin-Präsentation arbeitet; die hoffnungsfrohe Stan-

ford-Studentin, die ihren beeindruckten Eltern zeigt, wofür diese all die Überweisungen machen und in welchem elitären Klub ihre Tochter inzwischen verkehrt.

Sie alle predigen, verkörpern, treiben „Innovation“ voran – ein Begriff, für dessen Verwendung es hier keinerlei oberste Inflationsgrenze gibt. Innovation ist das Synonym für den Spirit, der unablässig an der Bucht von San Francisco weht. Dessen transformierende Brachialkraft reißt alle und jeden mit. Und zwar so sehr, dass der Spiegel unlängst in einer verzagten, an landläufigen Verschwörungstheorien orientierten Titelgeschichte jammerte: „Die Weltregierung. Wie das Silicon Valley unsere Zukunft steuert“.

Dabei ist das Wie ohnehin allenthalben bekannt. Deutlich interessanter ist das Warum.

Zu fragen ist: Weshalb stehen all die Innovations-Missionstationen und Technologie-Kathedralen, all die Konzernzentralen, die ausse-

hen wie Mutterschiffe, ausgerechnet dort? Was macht den „Silicon Valley Spirit“ aus, was treibt ihn – außer Gier und Geld – an? Wer genau gibt den Ton an in diesem Zukunftslabor? Und warum wollen alle hier, wie sie unentwegt behaupten, „die Welt zu einem besseren Ort machen“?

Ein guter Platz, um eine Suche nach Antworten zu beginnen, ist die Garage, in der Bill Hewlett und David Packard 1938/39 mit exakt 538 US-Dollars ihr Unternehmen, die Hewlett-Packard Company, gründeten. Ihr erstes Produkt war ein Tonfrequenzgenerator, den sie gleich an die Walt-Disney-Studios verkauften. Das war der Grundstein für die Entwicklung der Garagenfirma zu einem Weltkonzern.

Den Bretterverschlag mit den grün gestrichenen Toren an der Addison Avenue in Palo Alto gibt es noch immer. Er ist jetzt ein Privatmuseum. Und wenn vorbeipil-

gernde Technologie-Jünger Glück haben, stehen die Garagentore offen. Vor dem Anwesen in einer akkurat getrimmten Wiese steht eine Bronzetafel, auf der zu lesen ist, dass dies der „Birthplace of Silicon Valley“ sei. Und dass ein Professor aus der nahegelegenen Stanford University seine Studenten seinerzeit ermutigt habe, doch

eigene Firmen zu gründen, statt in bestehenden Unternehmen an bestehenden Dingen zu arbeiten.

Angeichts der so aufgeräumten wie erstickenden Banalität amerikanischer Vorstädte (und insbesondere der Addison Avenue) ist es schwer zu glauben, dass ausgerechnet hier weltbewegende, ja weltverändernde Dinge ersonnen werden könnten; dass hier über nichts weniger als die Zukunft der Menschheit bestimmt wird.

Auf den zweiten Blick allerdings wird an vielen historischen

▷ Fortsetzung auf Seite A 2



▷ Fortsetzung von Seite A 1

Entwicklungslinien sichtbar, dass das Valley viel weniger konkreter Ort ist als eine Geisteshaltung – eine Mentalität und keine Postanschrift: Der Pioniergeist der frühen Siedler und der kalifornische Goldrausch (1848 bis 1854) zum Beispiel wirken noch immer nach. Hier konnte jeder sein Glück nicht nur finden, sondern es machen, ja erzwingen – wenn er nur bereit war, ausreichend Risiko einzugehen (seinerzeit war eine monatelange Seereise um Kap Hoorn sicherer, als mit einem Trek über Land nach Kalifornien zu kommen).

Glück und Know-how

Zum Glück gesellte sich Know-how: Leland Stanford, ein steinreicher Eisenbahn-Tycoon und Politiker, gründete die nach seinem an Typhus verstorbenen Sohn Leland Stanford Jr. benannte Universität 1891. Dort wurde Generationen von Studenten ein ausgesprochener Ingenieursgeist eingepflegt – also nicht nur die Lust, die Ärmel aufzukrempeln und etwas Neues zu erfinden, sondern auch der Sinn dafür, dieses Neue anzuwenden, einen Markt dafür zu schaffen und Geld damit zu verdienen.

Spezielle Absatzmöglichkeiten ergaben sich durch die technologische Orientierung der Uni relativ schnell im Rüstungsgeschäft. Bereits 1912 erwarb die Navy ein Radio-Patent eines Stanford-Absolventen. In den 1950ern wurde im nahegelegenen Sunnyvale Lockheed Missile and Space gegründet. Ein Unternehmen, das mitten in der damals grassierenden Paranoia, die USA seien den Sowjets in der Raketentechnologie heillos unterlegen, binnen weniger Jahre von null auf 20.000 Ingenieure wuchs. Und am angrenzenden Moffett Airfield bestand bereits seit einigen Jahren ein Labor der Nasa – ebenso mit mit Bedarf an Erfindern und Computern mit hoher Rechenleistung.

Nicht weniger wichtig: Die etwas später aufkommende Hippie-Bewegung versuchte von ihrer „Hauptstadt“ San Francisco aus, ihre Weltverbesserungsshow samt libertär-romantischer Erlösungsfantasien und der Sehnsucht nach einfachem Kommunenleben ohne staatlichen Einfluss aufzuziehen – als eine Gegenkultur, die direkt in die heutige Cyberkultur führte.

Stewart Brand und Kevin Kelly etwa, einst Chefredakteure des *Whole Earth Catalog*, aus dem sich Blumenkinder Campingzubehör, Makramee-Deckchen und Büffelderjacken bestellen konnten, personifizieren diesen Übergang wie wenige andere. Sie waren später maßgeblich an der Gründung des Zentralorgans der Techno-Utopisten, des *Wired-Magazine*, beteiligt. In genau diesem Umfeld inszenierten auch Apple und Steve Jobs ihren Macintosh nicht ohne Grund im berühmten, an George Orwell angelehnten Werbespot „1984“ als aufständischen Akt der Gegenkultur.

Irgendwann ab den 1990er-Jahren dann wuchsen die neuen Firmen im Valley zu bisher ungekannter Größe heran, dennoch blieben sie bei ihrem Narrativ der Gegenkultur und Weltverbesserung. Eine der Fragen im Einstellungsinterview bei Google (Firmenmoto: Don't be evil) lautet noch immer: „Do you really want to change the world?“

Die von unstillbarer Gier getriebenen Gordon Geckos an der Wall Street wollten das Geld der Menschen und sonst nichts. In der Digitalindustrie ist es nicht anders – mit einem Unterschied: Die Herrschaften in Kalifornien haben gute Vorsätze dabei. „Wenn ein New Yorker dich mit dem Auto überfährt, dann tut er das, weil er dich überfahren will. Wenn dich einer aus dem Silicon Valley niederfährt, dann tut er das mit guten Absichten“, sagt einer, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will.

Diese guten Absichten zahlen sich zweifellos aus: Im Silicon



367 Addison Avenue, Palo Alto: Das ist der behördlich anerkannte Geburtsort des Silicon Valley. Es ist die Garage, in der die Hewlett-Packard Ende der 1930er-Jahre gegründet wurde.



Valley Index, der jährlich herauskommenen Zahlenbibel einer datengetriebenen Region, steht zu lesen: Im Silicon Valley gibt es auf knapp drei Millionen Einwohner 1,48 Millionen Jobs. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei über 86.000 US-Dollar. In San Francisco und dem Valley leben zehn Prozent der Bevölkerung Kaliforniens. Sie erbringen 15 Prozent der Wirtschaftsleistung des Bundesstaates, melden 50 Prozent der Patente an, verfügen über 70 Prozent des Wagniskapitals und sorgen für 50 Prozent der Börsengänge.

Propaganda

Aber glauben die Unternehmenslenker tatsächlich selber an die Bessere-Welt-Propaganda? „Ja, das tun sie!“, bestätigt Neal Gorenflo, der in SoMa, San Franciscos Gründerdistrikt, die Tausch- und Kommunikationsplattform Sharnable aufbaut. Der bärtige Mann hat sich in einem früheren Leben mit American Culture Studies befasst und kann wie kein anderer die kulturelle Grundierung der Unternehmerszene zwischen San Francisco und San José erklären.

Den Bossen im Valley reichen es nicht aus, mit Weltkonzernen Unmengen an Geld zu machen, sie wollten ganze Industrien transformieren: „Die Digitalisierung war nur eine niedrig hängende Traube. Die Technologie-Plattformen brechen zunehmend in andere Wirtschaftswelten ein. Von der Informatontechnologie geht es in Richtung Ziegel- und Mörtel-

branche. Ein Beispiel dafür ist der Kampf AirBnB gegen Hilton.“

Das Silicon Valley habe die Art, Firmen zu gründen und erfolgreich zu machen, so revolutioniert wie Henry Ford den Fahrzeugbau, erklärt Gorenflo. Technologie, Automatisierung und Management seien heute unternehmerische Gebrauchsgegenstände. Die einzige Widrigkeit für Unternehmer dieses Formates seien heute nur noch regulatorische Hindernisse, an denen etwa der Fahrtendienst Uber (aus San Francisco) vor allem in Europa zu knabbern habe. Gorenflo: „Wenn wir dieser Entwicklung nicht eine neue Richtung geben, dann werden wir irgendwann eine globale Dominanz dieser Riesenkonzerne in beinahe jeder Branche sehen.“

In Googleplex in Mountain View ist gerade Mittagszeit. Hier knabbern die Mitarbeiter des Suchmaschinenriesen an Karotten- und Selleriestückchen. Wir treffen I-Jong Lin in der Kantine. Die Wahl des Menüs gestaltet sich ob der großen Auswahl einigermaßen langwierig. Einstweilen gibt es noch keinen Algorithmus, der voraussagen könnte, auf welche Mahlzeit man wann Gusto hat.

Lin hat in Stanford Computer Engineering studiert und in Princeton seinen Doktor gemacht. Danach: die Forschungsabteilung von Hewlett Packard, ein paar Start-ups, und nun entwickelt er eine Camera App für Google. Daneben pflegt er seit seiner Studenzeit ein Faible für die „liberal arts“, insbesondere für Latein, weil ihn das Ingenieurswesen doch nicht ganz ausfüllt.

Das Valley, sagt Lin, „ist eine große Zerstörungsmaschine (*disruption engine*, Anm.)“. Die Frage sei, was denn auf der moralischen Habenseite dieser Unterbrechung etablierter Kontinuitäten steht? „Im Sinne der Zerstörer ist es die Zerstörung selbst, weil daraus etwas Neues, Positives entsteht.“

Zentraler Glaubenssatz

Die Weiterentwicklung und praktische Anwendung von Schumpeters Theorie der „schöpferischen Zerstörung“ ist der erste, der zentrale Glaubenssatz im Valley: Es geht um die Unterbrechung traditioneller Geschäftsmodelle und Wertschöpfungsketten. Weil große Unternehmen kein Interesse an der Veränderung ihrer erfolgreichen Geschäftspraktiken haben, erhalten Gründer eine Chance, diese zu zerstören, indem sie in einer Branche alles anders machen. Sie haben nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen. Ein gutes Beispiel dafür sind Google und das Googleplex selber. Es befindet sich im ehemaligen Hauptquartier von Silicon Graphics, einem untergegangenen Konzern aus den 1980er- und 1990er-Jahren.

„Man muss hoffen, dass diese Zerstörung positive Seiten hat“, sagt Lin. Aber: „Bei Kierkegaard ist die Absicht ein Teil der Sünde. Man weiß nie, was aus der Zerstörung entsteht.“ Andere würden sagen: dDer Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Vorsätzen.

So viel Zurückhaltung und Vorsicht bringen die meisten Techno-Optimisten nicht auf. Insbesondere jene nicht, die an den Schaltebeln der Macht sitzen. Einer davon ist Marc Andreessen. In den 1990ern gründete er Netscape, das den ersten populären Webbrowser (Netscape Navigator) auf den Markt brachte. Heute ist er als Partner von AndreessenHorowitz einer der einflussreichsten Wagniskapitalgeber in der Gegend. Er gilt als Mastermind der Branche. Der *New Yorker* beschrieb ihn unlängst so: „Er ist ein Evangelist der Technologie-Kirche. Er brennt dafür, das Leben, so wie wir es kennen, neu zu ordnen. (...) Er glaubt, dass das Valley die Kommandobrücke für die Menschheit ist.“

Andreessen schwebt eine Gesellschaft ohne Bargeld, ohne gekochtes Essen und dafür mit gesteigerter Wahrnehmung durch die Datenbrille Oculus Rift vor. Und eine „Nerd Nation“, die alle und alles hinter sich lässt, konstituiert sich. Datenschutz und dergleichen? Bestenfalls eine Reminiszenz aus grauer Urzeit.

Ähnlich gestrickt sind Peter Thiel, der deutschstämmige Gründer von PayPal, oder der Entrepreneur Balaji Srinivasan. Thiel finanziert das Seasteading-Institut in Sunnyvale, das unter anderem ein Enkel Milton Friedmans mit dem Ziel betreibt, auf internationalen Gewässern eine Art autonome und unabhängige Gemeinwesen einzurichten, auf die kein Staat der Welt Zugriff hat. Srinivasan spricht von sich bereits organisierenden „Opt-in-Gesellschaften“, die auf Technologie basieren und die im Wesentlichen veralteten und verrotteten USA hinter sich lassen.

Doch denjenigen, die so begeistert und intensiv in die Zukunft schauen, fehlt gelegentlich der Blick für die Gegenwart. Aber der Alltag und seine Bedürfnisse verschwinden auch im Silicon Valley nicht hinter hochfliegenden Visionen. Ein Problem, das sich nicht digital lösen lässt, ist: Das Wasser geht aus. Seit 2011 leidet das Land unter einer außergewöhnlichen Dürre, die zuletzt vor 1200 Jahren aufgetreten ist. Ende 2014 waren 58 Prozent des Bundesstaates davon betroffen.

Alle Ingenieurskunst und kreative Zerstörung helfen dagegen vorerst nichts.



Christoph Prantner, geboren 1971 in Meran, hat in Wien und den USA Philosophie, Politikwissenschaften und Geschichte studiert. Er schreibt seit

1997 für den STANDARD – zunächst im Chronikressort, dann in der Außenpolitik. Von 2007 bis 2013 war er Auslandschef der Zeitung, seither ist er Leitender Redakteur Meinung. Seine Reise nach Kalifornien wurde zum Teil vom US-Außenministerium unterstützt. Foto: Heribert Corn

ALBUM

Mag. Christoph Winder (Redaktionsleitung)
E-Mail: album@derStandard.at



Der Google Campus in Mountain View: Im Konzern-Hauptquartier arbeiten 20.000 Menschen. Weil alles so unspektakulär ist, mussten Android-Männchen her, damit die Touristen etwas fotografieren können.

Entsetzen und Entnetzen

Warum Analog manchmal das neue Bio sein könnte, darüber hat der Berliner Andre Wilkens ein Buch geschrieben – und auch der Schweizer Soziologe Urs Stäheli forscht über Praktiken der Entnetzung.

Mia Eidlhuber

Wir hinterlassen Spuren, immer mehr auch digitale, gewollt oder ungewollt. Und so viel ist fix: Diese Daten werden gesammelt. Das Schlagwort Big Data ist allgegenwärtig, und allgegenwärtig ist mittlerweile auch die Erkenntnis, dass Big Data auch Big Money bedeutet. Genau: Daten sind das neue Öl, auch wenn sich viele noch immer nicht vorstellen können, wie Data-Mining, das Graben nach digitalen Informationen, konkret funktioniert. Abgetragen wird mithilfe von Computern und Internet, Sensoren und Überwachungskameras, Mobiltelefonen und Satelliten, Bankdaten und Kreditkarten. Aber wegen alldem hat Andre Wilkens sein Buch nicht geschrieben. Geschrieben hat er es, weil nebenan in seiner Straße, in der er in Berlin mit seiner Familie lebt, erst vor kurzem wieder ein Video- und Filmverleih aufgesperrt hat, der zu seiner großen Überraschung bestens läuft.

Aus den Sackgassen der Welt

Sein Plädoyer *Analog ist das neue Bio* stellt mit seinem zeitgeistigen Titel eine gewagte These auf. Denn natürlich ist Vorsicht geboten bei allen Sägern, die da propagieren, dass irgendwas das neue irgendwas ist. Es lohnt sich trotzdem, dem Berliner Autor eine kleine Fläche in unseren kurzen Aufmerksamkeitsspannen einzuräumen. Sie müssen wahrscheinlich erst schnell noch Ihre Mails checken, auf eine WhatsApp-Nachricht antworten, das gelungene Dingsda auf Facebook posten und über sonst etwas, das Sie gerade bewegt, maximal 140 Zeichen in die Welt zwitschern.

Aber falls Sie doch Zeit zum analogen Lesen haben: Wilkens macht einen Ausflug, führt durch digitale Landschaften, zeigt, wie sie ausschauen, und entwirft Szenarien, wie das große digitale Ganze uns in Zukunft immer noch weiter aus den Sackgassen der Welt helfen kann: Terrorismus besiegen, die Zahl der Verkehrstoten senken, mit smarten Gesundheitsoptimierungen nie wieder krank werden oder bald mit Menschen weltweit und ohne Sprachbarrieren kommunizieren können. Ist Digital, fragt sich der Autor da noch einigermaßen euphorisch, die Zukunft und die Hoffnung auf Weltverbesserung? – Bevor er nur eine Seite später endlich auf die Risiken und



Foto: Robert Newald

V wie Vinyl: Eine Rückkehr vom Digitalen zum Analogen wird es mit Sicherheit nicht geben. Trotzdem sind alte Plattenspieler und andere analoge Alternativen manchmal eine gute Sache.

Nebenwirkungen der ganzen Angelegenheit zu sprechen kommt.

Dass seit Edward Snowden die digitale Welt nicht mehr heil ist, ist ein allgemeiner Befund. Für Wilkens, 1963 in Ostberlin geboren, war der Schock über die NSA-Aktivitäten aber nicht ganz so groß wie für andere, die nicht in einem Überwachungsstaat aufgewachsen sind. „Die Zweifel an Digital“, schreibt er, „die Snowden gestreut hatte, bleiben nicht auf die NSA und den Überwachungsstaat begrenzt, sondern breiten sich auch auf das Herzstück des Kapitalismus, die Wirtschaft, aus.“ Er meint damit, dass sich die

Daten und das Wissen um zukünftige Muster im Verhalten von Menschen zu Geld machen lassen. Bestes Beispiel: Facebook, in zehn Jahren aus dem Nichts zu einer der erfolgreichsten Firmen der Welt aufgestiegen, mit einem Produkt, dessen Wert hauptsächlich aus unzähligen Familien- und Katzenfotos, Updates von Urlaubsbildern, Essgewohnheiten, Nachrichten und Likes besteht.

Weil Algorithmen dafür sorgen, dass Amazon immer besser unsere Gedanken lesen kann, werden Menschen immer mehr zu gut geölten Konsummaschinen. Sein Buch bringt die dialektische Miserie treffend auf den Punkt: Das, was das Digitale besser machen könn-

te, nämlich geistig zu wachsen, aber materiell zu schrumpfen (nebenbei noch viel Geld zu verdienen und die Welt zu retten) – unsere wachsenden Ansprüche und das stetige Wachstum machen diese technologischen Fortschritte wieder zunichte. Das erinnert an den Umstand, dass uns das schnelle Übermitteln von Nachrichten via E-Mails und soziale Medien auch nicht dazu geführt hat, dass wir heute mehr Zeit haben – im Gegenteil.

Lebensqualitäten überdenken

Wir erschaffen heute Technologien, die intelligenter sind als Menschen. Und genau an dieser Stelle stellt sich Wilkens schließlich die Frage, ob es Grenzen des Digitalen gibt – und kommt damit zum eigentlichen Thema seiner Ausführungen.

Auch der aus der Schweiz stammende und an der Universität Hamburg lehrende Soziologe Urs Stäheli ist im Zuge seiner Beschäftigung mit der globalen Finanzkrise auf Praktiken der Entnetzung gestoßen, nämlich dort, wo Vernetzung zunehmend als Risiko empfunden wird. Stichwort: Börsenpanik. Auch für ihn, der am Wiener IFK gerade einen Vortrag zu diesem Thema gehalten hat, findet langsam eine Verschiebung statt. Während, wie Stäheli ausführt, im „neuen Geiste des Kapitalismus“ (Luc Boltanski und Ève Chiapello) der Netzwerker – auch der digitale – die zentrale Figur

war, die belohnt und honoriert wurde, weist der vielfach besprochene Bestseller von 2012 *Quiet: The Power of Introverts in a World that can't stop talking* der US-Sozialwissenschaftlerin Susan Cain, der die Wiederentdeckung der Introvertierten zum Thema macht, in eine neue, entgegengesetzte Richtung. „Es gibt zunehmend ein Krisenbewusstsein“, sagt Stäheli, „in den Bereichen, wo Vernetzung stark gestiegen ist.“

Wenn Analog tatsächlich das neue Bio sein soll, geht es im Endeffekt darum, Lebensqualitäten neu zu überdenken. Der Vergleich zwischen Bio und Digital hinkt vielleicht manchmal, oft aber auch nicht. Analog wird und ist tendenziell teurer, wie Bio eben auch. „Der andere Mensch wird zum Luxus“, schreibt Wilkens, „als Kollege, Assistent, Verkäufer, Dienstleister, Arzt, Freund, vielleicht sogar als Liebhaber.“ Das bedeutet: Es wird zu einer neuen Zweiklassengesellschaft kommen. Die digitalen Vorreiter im Silicon Valley wissen das schon und schicken ihre Kinder zum Beispiel vermehrt in Waldorfschulen, die dort derzeit boomen. Und bei Steve Jobs waren iPads zu Hause ohnehin verboten.

Urs Stäheli will gar nicht aus den digitalen Netzwerken aussteigen, weder aus einer nostalgischen noch aus einer kulturpessimistischen Haltung heraus. Den Soziologen beschäftigen aber, bildlich gesprochen, nicht nur die

Fäden, sondern auch die Löcher an einem Netzwerk. Seit kurzem forscht er auch über das Phänomen des Digital-Detox-Tourismus, in dem „Entnetzung zu einem hochexklusiven Produkt wird, zu einem Angebot, das sich wiederum direkt an die hochvernetzten Eliten des digitalen Kapitalismus richtet“. Verrückt eigentlich.

Hier geht es aber längst nicht um individuelle Strategien, sondern um systemische. Heute geht es um kostenlose digitale Dienstleistungen gegen Manipulation. „Das ist der Deal“, erklärt Andre Wilkens zunehmend schonungslos und fragt sich – und damit uns: Was tun?

Ein Völkerrecht für Digital

Würde man die Machtkonzentration von Google in eine analoge Welt übersetzen, hätte eine einzige Automarke einen Marktanteil von 90 Prozent – weltweit. Wilkens: „Warum lassen wir digital zu, was wir analog nie zulassen würden?“ Weil es kein ausreichendes globales Regelwerk gibt, erklärt uns der Berliner Autor und fordert ein Völkerrecht für Digital und plädiert für eine „kompetente und schlagfertige Digital-Analog-Bewegung“ und liefert auch gleich deren Zuschnitt mit: „ein bisschen Amnesty, ein bisschen Wikipedia, ein bisschen betterplace, ein bisschen Gezi-Park“. Ein Hybrid von Analog und Digital.

So wie Wilkens, der sagt, dass wir uns in der Wildwest-Phase der Digitalisierung befinden, kommt auch Stäheli zu dem Befund, dass wir noch ganz am Beginn einer Entwicklung stehen, und vergleicht den Umgang mit den neuen Medien heute mit Analysen einer Zeit, als die Städte noch neu und deren Bewohner gefordert waren, indifferent zu sein, sprich nicht jeden zu grüßen, der einem in der Stadt begegnet.

Auch wir müssen heute Techniken und Taktiken entwickeln, möglicherweise auch solche der Entnetzung, um uns in den digitalen Netzwerken bewegen zu können. Die Vorschläge, ein etwaiges Vakuum analog zu füllen, das durch Digital Detox entstehen könnte, hat Wilkens am Ende seines Plädoyers in Form eines Analog-Alphabets aufgereiht: Von A wie Analog Friday bis V wie Vinyl – oder eben auch Video-Verleih.

Andre Wilkens, „Analog ist das neue Bio. Ein Plädoyer für eine menschliche digitale Welt.“ Metrolit-Verlag, 2015

Urs Stäheli, Professor für Soziologie an der Universität Hamburg, forscht noch bis Ende Juni am Wiener IFK über Entnetzung.



DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne

Von Christoph Winder

Keusche Amis spähen gamsige Franzosen aus. Über heitere Seiten der Schnüffelei.

Quelle surprise! Durch eine gezielte Indiskretion von „Wiki-leaks“ ist diese Woche aufgefliegen, dass selbst französische Präsidenten vor dem Abhören nicht gefeit sind. Wer geglaubt hatte, die NSA spähe in erster Linie die Pariser Bistrotts aus, um ihnen die besten Quiche-Lorraine-Rezepte abzuschauen, sieht sich bitter getäuscht.

Die globalen Abhorchorgien und Massenspitzeleien sind ge-

wiss ein wenig grotesk. Manchmal aber haben sie auch, wie in diesem Fall, ihre heiteren Aspekte. Man stelle sich die armen NSA-Hackler vor, die bis ins letzte Detail anhören und auswerten müssen, was Chirac, Sarkozy oder Hollande so daherparlieren, wenn der Tag lang ist.

Denn: Auch französische Präsidenten ergehen sich nicht die ganze Zeit über in anregenden Diskussionen über Pascal, Montesquieu und den neuen Houellebecq-Roman, sondern reden vermutlich über weite Strecken denselben belanglosen Schrott daher wie unsereiner.

Noch amüsanter wird es, wenn man an den transatlantischen Culture-Clash in Sachen Sex

denkt. Der amerikanische Wähler hat seine Politiker gerne prude und ohne Unterleib. Dass US-Politiker überhaupt Sex betreiben, weiß man nur deshalb, weil hin und wieder einer von ihnen vom Hafer gestochen wird und ein Selfie von seiner Prachtnudel auf Twitter stellt (der demokratische Kongressabgeordnete Anthony Weiner im Jahr 2011). Weiner hatte zwar den Takt, seine Unterhose anzubehalten. Den Job haben ihn seine Tweets dennoch gekostet.

Da haben die Franzosen eine viel liberalere Haltung; sie finden es menschlich sympathisch, wenn einer ihrer Politichefs seinen Hormonräschen freien Lauf lässt. Man hat schon von franzö-

sischen Staatspräsidenten mit landesweit offenkundigen außerehelichen Affären gehört, die vom Wähler aber nicht nur nicht abgestraft wurden, sondern geradezu bewundert!

So gesehen, ist es recht amüsant, sich vorzustellen, wie irgendein biederer NSA-Hampel, womöglich ein Newborn Christian aus Memphis, Tennessee, anhören muss, wie Monsieur le Président mit seiner neuesten Soubrette ausmacht, wann er sich in einem Pariser Nobelhotel die nächste Pfeife anmessen lässt. Nicht auszuschließen, dass der junge Geheimdienstmann vor lauter Aufregung am Abend nur noch schwer unter seinem Schreibtisch herauskommt.

Als ein Fragamt das Universum war

Die Basis der Suchmaschinen: Anton Tantner über Adressbüros und George Dyson über den ersten programmierbaren Großcomputer.

Alexander Kluy

Die unübersichtliche Stadt. Die Stadt, in der man sich verirrt. Viel zu selten gerät in den Blick, dass in der Frühen Neuzeit die großen Städte Europas Labyrinth waren, unüberschaubar, ständig in Veränderung, kaum in Gänze erkundbar und erkundet. Es gab kaum geeignete Informationssysteme, erst recht nicht in schriftlicher Form, die über die einzelne Straße, den jeweiligen Bezirk hinaus verwiesen.

Ein erster Anfang dabei war ein Ordnungssystem, das heute gang und gäbe ist und erst dann auffällt, wenn die gewohnte Systematik durchbrochen wird: Hausnummern. Ebendieses hat sich der 1970 geborene Historiker Anton Tantner verschrieben. Ein Projekt des heutigen Gastprofessors am Institut für Geschichte der Universität Wien bestand in der Erforschung eines Medienphänomens, das der Radar der Forschung lange nicht erfasste – Adress-, Auskunfts- und Intelligenz-Comptoirs.

Als Medienphänomen sind sie unerforscht und unbeachtet geblieben, weil diese Frag- und Kundschaftsämter, wie sie in der Habsburgermonarchie hießen, diese „registry offices“, „Adress-comptoirs“, „Berichthäuser“ und „Intelligenzämter“ trotz des Nachsatzes „Amt“ Privatunternehmungen waren. Sie existierten teils nur kurz, späterhin produzierten sie Nachrichtenblätter, die einfacher zugänglich waren und spätestens um das Jahr 1800 in Zeitungen aufgingen.

Aus seiner Habilitationsarbeit über „Adressbüros im Europa der Frühen Neuzeit“ von 2011 hat Tantner eine Kurzfassung erarbeitet. Was also sind „Adressbüros“ gewesen? Orte der Informationsbeschaffung, -verwaltung und -weitergabe. Büros, in denen Registerbücher geführt wurden über Mietwohnungen. Sie dienten zudem der Vermittlung von Dienstboten, der medizinischen Betreuung von Armen, als Pfand- und Leihhaus, als Kunstgalerie, als Debatteierklub und wissenschaftliche Akademie, später auch als Leihbibliothek inklusive Zeitungen.

Kurz, die Basisbegründung ähnelt erstaunlich jener von Google: Suchen, Finden und Verbinden von Informationen einschließlich wertschöpfender Generierung von Transaktionen. Das erste „Bureau d'adresse“ gründete der Arzt Théophraste Renaudot 1628 in Paris. Es folgten in West- und Mitteleuropa in den folgenden knapp 150 Jahren weitere Nachahmer.

Ihre Funktion war auch eine der Überwachung. Teilweise reklamierte sie damals bereits vorpolizeiliche Aufgaben, die Registrierung und moralisch-sittliche Einstufung des Dienstpersonals. Schon damals gab es das Widerspiel von Privatem und Öffentlichem – die Anonymisierung von eingereichten Gütern war keineswegs so lückenlos, wie es die Comptoir-Betreiber behaupteten.

Bemerkenswert sind angesichts des überschaubaren Umfangs des Bandes die nicht wenigen Replikationen, die Tantner genauso wie imposante 568 Fußnoten auf gerade einmal 140 Textseiten unterbringt. Die spannendsten Fragen werden auf knapp sieben Seiten ganz zum Schluss angekippt und bleiben mehrheitlich offen: Waren die Adressbüros tatsächlich Suchmaschinen avant la lettre? Ist es statthaft, von ihnen eine

direkte datenbasierte Analogie in die digitale Gegenwart zu ziehen? Ganz anders ist das materielle Fundament für den amerikanischen Wissenschaftshistoriker George Dyson beschaffen – dessen Buch aber im Grunde einen anderen Titel tragen müsste: Nicht *Turings Kathedrale*, sondern „von Neumanns Kathedrale“ hätte es heißen müssen. Denn der britische Mathematiker Alan Turing, der die Grundlagen für die Turingmaschine, ein Rechnermodell der Theoretischen Mathematik, gelegt hatte, taucht erst nach Seite 200 auf. Nicht Turing, der 1954 42-jährig Selbstmord beging, da er ob seiner Homosexualität kriminalisiert worden war, sondern der Spieltheoretiker John von Neumann (1903–1957) steht im Zentrum des Buches. Der erste frei programmierbare Digitalcomputer, dessen Entstehungsgeschichte Dyson detailliert auf der Basis zehnjähriger Recherchen nacherzählt, stand an der Ostküste der USA. Er war das Projekt des in Budapest geborenen Bankierssohns John von Neumann, der als einer der brilliantesten Mathematiker des 20. Jahrhunderts und des sich auf Forschung konzentrierenden, 1930 gegründeten Institute of Advanced Study (IAS) in Princeton gilt.

Der 1953 komplett in Betrieb genommene Rechner war einer der ersten Großcomputer, bei denen der Programmcode und die Daten gemeinsam in einem elektronischen Speicher zur Verarbeitung vorgehalten wurden. Die essenziellen Konstruktionsprinzipien dieser nahezu einen Saal füllenden Megarechenmaschine sind bis heute unter dem Namen Von-Neumann-Architektur bekannt.

Minutiös wird die Arbeit am IAS-Computer rekonstruiert und auch eingebettet in die Anfänge des Kalten Krieges – George Dyson: „Das digitale Universum und die Wasserstoffbombe entstanden zur gleichen Zeit“ – und in den Antifotalitarismus der zahlreichen Akademiker, darunter viele jüdische Europäer, deren Grundlagenforschung militärisch finanziert wurde. Antifotalitär war der Emigrant von Neumann durch und durch. 1938 gelang es ihm nur unter Aufbietung sämtlicher ihm zur Verfügung stehenden Kontakte, seine zweite Frau aus Ungarn zu sich in die USA zu holen.

Das Versagen und den Untergang der europäischen Demokratien vergaß er niemals. Eine vier-te Komponente des Buches bildet die persönliche Dimension, von der auch ein Foto zeugt, denn der Professorensohn George Dyson wuchs am Institute of Advanced Study auf. Seither ist nicht die Stadt unübersichtlich geworden, sondern die gesamte Welt – für die eine Suchmaschine kaum ausreicht.



Anton Tantner, „Die ersten Suchmaschinen, Fragämter, Intelligenz-Comptoirs.“ € 20,50 / 176 Seiten. Wagenbach, Berlin 2015



George Dyson, „Turings Kathedrale. Die Ursprünge des digitalen Zeitalters.“ Deutsch von Karl Heinz Siber. € 26,80 / 592 Seiten mit 48 Abb. Propyläen, Berlin 2014

Der 1953 komplett in Betrieb genommene Rechner war einer der ersten Großcomputer, bei denen der Programmcode und die Daten gemeinsam in einem elektronischen Speicher zur Verarbeitung vorgehalten wurden. Die essenziellen Konstruktionsprinzipien dieser nahezu einen Saal füllenden Megarechenmaschine sind bis heute unter dem Namen Von-Neumann-Architektur bekannt.

Minutiös wird die Arbeit am IAS-Computer rekonstruiert und auch eingebettet in die Anfänge des Kalten Krieges – George Dyson: „Das digitale Universum und die Wasserstoffbombe entstanden zur gleichen Zeit“ – und in den Antifotalitarismus der zahlreichen Akademiker, darunter viele jüdische Europäer, deren Grundlagenforschung militärisch finanziert wurde. Antifotalitär war der Emigrant von Neumann durch und durch. 1938 gelang es ihm nur unter Aufbietung sämtlicher ihm zur Verfügung stehenden Kontakte, seine zweite Frau aus Ungarn zu sich in die USA zu holen.

Das Versagen und den Untergang der europäischen Demokratien vergaß er niemals. Eine vier-te Komponente des Buches bildet die persönliche Dimension, von der auch ein Foto zeugt, denn der Professorensohn George Dyson wuchs am Institute of Advanced Study auf. Seither ist nicht die Stadt unübersichtlich geworden, sondern die gesamte Welt – für die eine Suchmaschine kaum ausreicht.

Mein Vater war Künstler, und jeder Verkauf eines Bildes war ein kleines Glück, und die Momente des Glücks kamen durch Zufälle zustande, so erschien es mir jedenfalls als Kind. Die Schönheit des Zufalls liegt darin, dass er Verbindungen sichtbar macht, die unsichtbar waren – Verbindungen zwischen Fremden, deren Leben einander durch diese plötzliche, spontane Begegnung berühren und beeinflussen: Im Zufall wird deutlich, wie wenig allein wir sind. Auch aus diesem Grund ist der Zufall aus der Literatur nicht wegzudenken.

STANDARD: *Sie schlagen in Ihrem Buch vom heutigen ausspionierten Bürger eine Brücke zur historischen Figur der Edith Tudor-Hart. Woher rührt Ihr Interesse für sie?* Kim: Ihre Bilder haben mich sehr beeindruckt, besonders die Art und Weise, wie sie mit nur einem kleinen Ausschnitt eine ganze Welt vermittelt. Ihre Art zu foto-

grafieren ist eine sehr narrative, wie ich finde, jedes Foto erzählt eine Geschichte. Sie war als Spionin für die Sowjetunion tätig und hat aus Angst vor den Folgen ihrer Spionagetätigkeit einen Teil ihres Archivs zerstört; sie fotografierte natürlich ihr Leben, ihre Familie, ihre Freunde und Bekannte. Wie muss sich das anfühlen, fragte ich mich. Wie eine Befreiung? Im ersten Moment vermutlich ja, aber was kommt danach? Reue? Trauer? Weil es sich wie das Auslöschen der Erinnerung anfühlt?

STANDARD: *In der digitalen Welt wäre ein solches Auslöschen unmöglich, digitale Spuren sind kaum wieder zu entfernen. Doch der Wahrheitsgehalt der Beiträge im Netz ist oft anzweifelbar. Sind es überhaupt „echte“ Erinnerungen, „echte“ Inhalte?*

Kim: Bei dem meisten, was im Netz an Fotos, Texten und Videos kursiert, handelt es sich um Repräsentationen: Versuche, die Welt davon zu überzeugen, dass man richtig lebt – an den richtigen Orten Urlaub macht, in den Restaurants zu Abend isst, die zählen. Allerdings glaube ich, dass das nichts Neues ist. Identität wird ja nicht ausschließlich von einer Person bestimmt – die Art, wie und als wer man gesehen wird, beeinflusst die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ entscheidend. Das Neue ist, dass wir diesen Drang nun überregional ausleben können.

STANDARD: *Das Recht auf Privatheit wird Minderheiten in der Gesellschaft vorenthalten. Sie beschreiben dies anhand persönlicher Erlebnisse, die Sie als Kind koreanischer Eltern in Deutschland und Österreich gemacht haben. Je-*

der, der anders ist, ist zugleich verdächtig. Verstärkt Überwachung die Gleichmachung?

Kim: Ja, auf jeden Fall, wobei die Überwachung nicht unbedingt vom Staat ausgehen muss. Die neue Form der Überwachung scheint die zu sein, bei der jeder jenen überwacht. Soziale Medien werden dazu verwendet, die Normen der Mehrheit durchzusetzen. Man denke nur an die Shitstorms, die alle paar Wochen die digitale Welt erfassen und deutlich machen, dass Abweichungen nicht erwünscht sind. Davon abgesehen finde ich es äußerst bedenklich,

dass die Inhalte im Internet selbst immer formelhafter werden und das Internet zu einem Multiple-Choice-Test verkommt. Die Antworten werden zugleich mit den Fragen bereitgestellt und Beiträge, die nach längeren, komplizierteren Antworten verlangen, ignoriert. Die Masse der Artikel im Internet folgt genau festgelegten Regeln: kurze Sätze, aktuelle Themen, das Vokabular up to date. Es scheint nur eine begrenzte Anzahl von Fragen zu geben und nur eine begrenzte Anzahl von Antworten. Das ist sehr schade; meiner Meinung nach grenzen wir die Freiheit des Internets selbst ein – aber das ist natürlich auch eine Auswirkung von Überwachung.

STANDARD: *Die Technologie gibt uns „die Sicherheit, keiner Unsicherheit ausgesetzt zu sein“. Sie beschreiben auch Zusammenstöße zwischen der virtuellen und der realen Welt, einer kontrollierten realen Welt, in der kein Glück, sondern allenfalls „Angenehmheit“ entsteht. Ist das überhaupt wünschenswert?*

Kim: Ich glaube, dass die neuen Technologien dazu genutzt wer-

den können, die Freiheit zu gewährleisten, von der alle sprechen. Mit allen Menschen kommunizieren zu können, die Welt in ein Dorf zu verwandeln kann wunderbar sein, denn dann würden wir vielleicht endlich auch die Gemeinsamkeiten sehen und nicht nur die Unterschiede, die es zwischen den Ländern gibt. Das Problem ist, dass die neuen Technologien aufgrund der aktuellen weltpolitischen Situation immer mehr dazu genutzt werden, diese Freiheit einzuschränken: Seit 11. September 2001 werden mit der Erklärung, dies seien Maßnahmen gegen den Terrorismus, auch in Europa zunehmend Grundrechte beschnitten. Diese Maßnahmen

nur gegen Verdächtige. Wie wir durch Edward Snowden wissen, stehen wir alle unter Beobachtung. Die Annahme, dass jeder schuldig ist, seine Unschuld also erst bewiesen werden muss, ist höchst problematisch. “

Wie wir durch Snowden wissen, stehen wir alle unter Beobachtung. Die Annahme, dass jeder schuldig ist, seine Unschuld also erst bewiesen werden muss, ist höchst problematisch. “

STANDARD: *Diese generelle „Schuldvermutung“ gefährdet das „Recht auf Privatheit“ aller. Viele sagen: Soll die NSA aufzeichnen, ich habe nichts zu verstecken. Hat der private Raum nun, da wir ihn sehr weit ausdehnen konnten, an Wert verloren? Geht die Unterscheidung zwischen privatem und öffentlichem Raum verloren?*

Kim: Mark Zuckerberg meinte ja bereits, dass Privatheit überholt sei. Das klang in meinen Ohren mehr wie eine Kampfansage und weniger wie eine Analyse der Gegenwart. Natürlich verdient Facebook besser, je weniger die Mitglieder um ihre Privatsphäre besorgt sind. Der Verdacht drängt

sich auf, dass Privatheit in Zukunft ein Gut sein wird, das man sich erkaufen wird müssen, etwas, das sich vor allem vermögende Menschen leisten werden können, sozial schwächere hingegen nicht. Diese werden zunehmend ihre Privatsphäre für Rabatte und Sonderangebote aufgeben.

Das Recht auf Privatheit hat ja viel mit dem Recht auf Selbstbestimmung zu tun: Händler wollen auf die Entscheidungen ihrer Konsumenten Einfluss nehmen. Kleine Firmen haben nicht das dazu nötige Kapital, Konzerne aber schon. Ebenso hat der Großteil der Bevölkerung nicht die finanziellen Möglichkeiten, sich gegen diese Einflussnahme zu wehren. Wir können es uns zum Beispiel nicht leisten, unsere Arbeitgeber zu verärgeren, also müssen wir unser Handy aufgedreht lassen und beantworten auch im Urlaub E-Mails. Diese ständige Verfügbarkeit steht in direktem Zusammenhang mit Verdienstmöglichkeiten.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.



Anna Kim, geboren 1977 in Südkorea, kam 1979 nach Deutschland. Studium in Wien. Zuletzt erschien „Anatomie einer Nacht“ (Suhrkamp 2012) und soeben „Der sichtbare Feind“ bei Residenz.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden Fällen Deutsch ist. Die Sprache des Öffentlichen operiert viel mehr mit festgelegten Bildern als die Sprache des Privaten, die ihre eigenen Bilder schafft und diese leichter korrigieren kann, sollten sie sich als fehlerhaft herausstellen.

STANDARD: *Ist das Private heute mehr auf die Literatur angewiesen?* Kim: Ich glaube, dass das Private schon immer auf die Literatur angewiesen war (und auch immer sein wird), und umgekehrt, dass die Literatur schon immer auf das Private angewiesen war – einerseits auf den privaten Raum, der das Reflektieren erst möglich macht, andererseits auf die privaten Geschichten, die trotz ihrer Einzigartigkeit Ebenen zur Identifikation öffnen. Das Faszinierende an Literatur ist, dass sie, obwohl sie oft vom zutiefst Privaten, ja manchmal sogar Intimen spricht, zugleich auch immer allgemein gültig ist.

STANDARD: *Sie schreiben, dass Sie früh gelernt haben, zwischen Privatem und Öffentlichem zu unterscheiden, und dass diese Unterscheidung an die Sprache gebunden war: Koreanisch, die „Schattensprache“, die Sprache des Privaten, Deutsch die des Öffentlichen. Worin sehen Sie die Merkmale einer Sprache der Öffentlichkeit?*

Kim: Die Sprache des Öffentlichen ist die Sprache der Mehrheit. Diese bestimmt die Inhalte und das Vokabular. Die Themen der Minderheit finden so oft gar nicht ihren Weg in die Sprache des Öffentlichen, sondern verbleiben in

der Sphäre des Privaten. Die Kommunikation zwischen den Sprachen muss auch nicht immer reibungslos verlaufen. Das kennen wir alle: die Probleme, die wir haben. Privates, Intimes auszuprechen bzw. in die öffentliche Sprache zu übersetzen, selbst wenn es in beiden

Hinter Disneys Gardinen

Konzernchef statt Bürgermeister. Ein Regelbuch fürs Bauen und Wohnen. Und 100 Dollar Strafe für den falschen Vorhangstoff im Fenster. Zu Besuch in Walt Disneys total überwachter Retortenstadt Celebration, Florida.

Wojciech Czaja

„Es ist gut, hier zu leben“, sagt Kathy Carlson. „Die Stadt ist fußgängerfreundlich und sehr sicher, es gibt viele Kirchen, einen hübschen See in der Mitte und eine wunderbare Atmosphäre in den Straßen. Doch am meisten schätze ich unseren ausgeprägten Gemeinschaftssinn, der uns alle verbindet.“ Erst unlängst habe die Community einer Bewohnerin zum 100. Geburtstag ein elektrisches Vierrad geschenkt. Die Lady sei ganz außer sich gewesen. Jetzt könne sie endlich wieder aktiv am Alltag teilhaben.

Celebration, nur wenige Meilen von der Walt Disney World Orlando entfernt, ist eine Bilderbuchkleinstadt, ein Sozialexperiment, eine utopische Retorte aus der Feder des Trickfilmkonzerns Disney. Wer hier wohnen möchte, der muss sich den Spielregeln des privatwirtschaftlichen Giganten unterordnen. Und diese sehen nicht nur vor, in welcher Farbe das Haus gestrichen gehört, sondern auch, wie hoch der Rasen gemäht sein muss und wie die Vorhänge und Gardinen auszusehen haben. Schließlich sind auch diese Teil der unerbittlich nachhaltigen, optischen Harmonie. Demnächst begeht Celebration sein 20-Jahr-Jubiläum. Die Feierlichkeiten sind bereits in Planung.

„Wissen Sie, das ist keine Stadt für jeden Geschmack“, sagt Kathy, die in der Celebration Avenue ein Maklerbüro betreibt. Imagination Realty heißt ihre Immobilienwelt. Sie ist kurz angebunden. In wenigen Minuten muss sie wieder los, um ihrer Kundin ein Haus aufzusperren. „Wer hierherzieht, der weiß ganz genau, worauf er sich einlässt. Und das ist auch gut so, denn so bleibt der schöne Charakter der Stadt, so bleiben die traditionellen Werte erhalten. Sagen Sie selbst! Sieht es hier nicht aus wie in Savannah oder wie in Charleston?“

Unkraut entfernt?

Über der Market Street, der zentralen, wiewohl nur 100 Meter langen Fußgängerzone in der Downtown, hängen Dutzende von Kameras. Vertrauen ist gut, Videoüberwachung ist besser. Täglich rückt ein sogenanntes Compliance Team aus, um in den Straßen und Vorgärten nach dem Rechten zu sehen: Ist das Haus sauber? Ist das Unkraut entfernt? Sitzt die Latte wieder proper im Zaun? Ist die Fassade, nachdem die Südseite so stark ausgebleichen war, nun endlich frisch gestrichen?

Die Damen und Herren, die mit Argusaugen durch die eng gekurv-



Fotos: Czaja

Wohnen nach Schablone: Das Leben in Celebration wird streng kontrolliert und ordnet sich dem Diktat von Disney unter.

ten Straßen rollen, sind Teil der Celebration Residential Owners Association (CROA). Sie notieren Auffälligkeiten, dokumentieren Schäden und fordern im Bedarfsfall die Bewohnerinnen und Bewohner zur Instandsetzung auf.

Wer dieser Einladung bis zu einer vertraglich festgesetzten Frist nicht Folge leistet, wird zur Kasse gebeten. Pro Tag in Verzug sind 100 Dollar Strafe fällig. Nach 50 Tagen und ergo 5000 Dollar Schuldenanhäufung ist Schluss. Dann wird das Gericht eingeschaltet.

„Keine Sorge, das passiert nicht oft“, meint Scott Nelms, Architekt im örtlichen Büro Looney Ricks Kiss (LRK). Er ist einer der Macher der Häuser im viktorianischen, französischen, mediterranen, kolonialen oder einfach nur klassischen Stil. Diese fünf Baukastensysteme sind es, die dem Käufer zur Wahl stehen. Fassade, Holzplattenbreite und Fensterrahmendesign sind im *Celebration Pattern Book*, einer Art Baubibel, genau festgehalten. „Natürlich ist der Garten manchmal nicht sehr gepflegt, natürlich tanzt mal jemand aus der Reihe, indem er sein Haus pink oder blau streicht, aber meine Erfahrung ist,

dass man sich in der Regel zu einigen versucht. Die Ausbrüche halten sich in Grenzen.“

In der Market Street rieseln idyllische Spa- und Klavierklänge aus den Boxen. Der musikalische Schleier soll darüber hinwegtäuschen, dass die Stadt seit der Finanzmarktkrise 2008 kontinuierlich schrumpft. Es waren schon mal 11.000 Einwohner, jetzt sind es 7000. Reading Trout Books, der einzige Buchladen weit und breit, hat bereits dichtgemacht. Auch das Kino, das sich wie die gesamte Innenstadt seit 2004 in Besitz der New Yorker Betreiberfirma Lexin Capital LLC befindet, musste schließen. Man schaut sich bereits nach einer lukrativen Alternativnutzung um, heißt es auf Anfrage bei Imagination Realty.

Jedes Mittel ist recht, um neue Konsumenten nach Celebration zu locken. Von Bewohnern kann man in einer Stadt, die keinen Bürgermeister hat, sondern von Delegierten des Disney-Konzerns gelenkt und überwacht wird, kaum sprechen. Zu Weihnachten schneit es über der Fußgängerzone Flocken von Rasierschaum auf den Boden. Der einzige Schnee weit und breit. „Celebration. Der Ort, nach dem

Ihre Seele gesucht hat“, steht auf einer Immobilienschautafel an der Stadteinfahrt. Unweigerlich fühlt man sich an *Die Frauen von Stepford* und an den allmählich Verdacht schöpfenden, Unbill ahnenden Jim Carrey alias Truman Burbank in der *Truman Show* erinnert.

„Natürlich handelt es sich dabei um eine Illusion“, schreibt Naomi Klein in ihrem 500-seitigen Bestseller *No Logo!*. „Die Familien, die Celebration zu ihrem Wohnort erkoren haben, sind die Ersten, die ein Leben im Zeichen der Marke führen.“ Und die Wiener Soziologin Anette Baldauf meint gar, Celebration sei das „wahrscheinlich infamste Stadtplanungsexperiment des auslaufenden 20. Jahrhunderts“. Doch warum sehnen sich so viele Menschen nach einem Leben in der Lüge? In der Hand der Mächtigen? Im Diktat der omnipräsenten US-amerikanischen und längst schon global agierenden Privatwirtschaft?

„Die kommerziell überwachten Monostrukturen sind nichts anderes als die logische Folge der Suburbs und der jahrzehntelangen Stadtplanung, die jede kulturelle Identität der Peripherie in den Orbit des Pluto verbannt hat“, sagt der kalifornische Soziologe und Historiker Mike Davis im Gespräch mit dem STANDARD. „Wir

sind es schon längst gewohnt, uns der Kontrolle und Überwachung durch andere unterzuordnen. Das macht die Komplexität der Stadt simpler und leichter verständlich.“

Die eigentliche Gefahr der Digitalisierung, der Robotisierung und der zunehmenden Datenspeicherung weltweit, so Davis, sei nicht die künstliche Intelligenz oder der Kampf zwischen Mensch und Maschine. „Um das zu glauben, bin ich wohl zu alt und zu stark im vergangenen Jahrhundert verhaftet. Die eigentliche Gefahr nämlich, der wir ausgeliefert sind, ist die Dualität der immer mächtiger werdenden Medien und Konzerne und der immer schwächer werdenden persönlichen politischen Stimme.“

Vom Überwachungskonzern zum Überwachungsstaat ist es nur ein kleiner Schritt. Die weltweit höchste Dichte an Videokameras gibt es in London. Die meisten Augen lauern im virtuellen Raum. Celebration ist überall. „Ach, die Kameras da oben ... Nein, da mache ich mir keine Sorgen. Die dienen nur zu unserer persönlichen Sicherheit“, meint eine Mutter, die ihren Kinderwagen durch die Market Street schiebt. „Das ist es, was ich an dieser Stadt schätze. Man ist unter sich, und es ist alles in Ordnung.“

